



## Weihnachten

**Eine Betrachtung** über Gott im Alten und Neuen Bund, den Sünder, den Christen, den Glauben, die Hoffnung und Liebe unter dem Aspekt der Gegenwart des Kindes.

## Theologie

**Der Christ in geschichtlichen Umsturzperioden** (Darlegung und Beurteilung des neuen Werkes von Gaston Fessard): Auf der Suche nach einem Zugang zum Geheimnis der Geschichte. – 1. Methode christlicher Geschichtsdeutung: Ein Kategoriensystem für die Geschichte – «Herr und Sklave» – «Mann und Frau» – «Jude und Heide» – 2. Geschichtsaktualitäten: Christlicher Progressismus – Versagen der Gewissensführer – Thomismus ohne geschichtliche Weltanschauung – Doktrin des Klassenkampfes – 3. Kritik am Kritiker: Vielfalt des Gebotenen – Müssen wir immer in der Küche essen? – Denkerische Schonungslosigkeit – Eine Wende in der Geschichte der theologischen Methode?

## Kirche

**Stellung der Katholiken zum Rassenproblem in den USA:** Ein Hirtenbrief des Erzbischofs

von New Orleans (1960) enthüllt die Lage – «Auf den Knien der Mutter»... – Kurze Geschichte der Neger in USA – Starkes Anwachsen der Katholiken in den letzten zehn Jahren – Verständliche und doch bedenkliche Haltung der Bischöfe in den Südstaaten bis 1930 – Der Katholik nicht stark gegen die «Mächte» der öffentlichen Meinung – Ein mutiger Hirtenbrief 1958 wird nicht von allen Geistlichen beachtet – Der Weg zur Besserung ist beschritten.

## Ex urbe et orbe

**Das arbeitende und das arbeitslose Gewissen:** Eine Gegenüberstellung der Lage, in der sich die jungen Männer in Frankreich und in Deutschland befinden – Nicht mehr als ein Symptom – Auch eine Frage der Völkerverständigung.

## Politik

**Die Bedeutung des Wahlerfolges Kennedys:** Die Wahl ehrt Amerikas politische Reife – Das Amt des Vizepräsidenten wird ein angesehenes Posten – Die Fachleute behalten recht gegen die politischen Dilettanten – Kennedy, der kluge Rechner der Macht – Nixon hatte mehr Probleme zu lösen, als viele ahnten – Die

Bevölkerung wehrte sich gegen die Meinungsforschung – Die ausschlaggebenden Gründe: die Fernsehdebatten und der religiöse Gesichtspunkt an oberster Stelle – man wählte die stärkere Persönlichkeit – die Rolle der Minoritäten – eine Zeitung – die religiöse Frage.

## Rußland

**Ein Schlaglicht:** Nikolaus Nikitin, ein aus Sibirien entflohener Häftling erlebt die russische Prominenz unter sich – ihr Wandel ist verblüffend.

**Anton Semjonowitsch Makarenko:** Ist die heutige kommunistische Erziehung in Bausch und Bogen zu verdammen? – Der «hervorragende Sowjetpädagoge» Makarenko – Sein Werdegang – Der Lehrer ein «primus inter pares» – Das Kind wird als Kind voll genommen – Das Bewußtsein der Eigenverantwortung – Gorkij und Tolstoj gehen in die Parteipädagogik ein – Was heißt bei Makarenko: kollektiv? – Einer Familie ähnelnd – Das Erzieherkollektiv: Helfer der Jugend – Was versteht er unter Disziplin?: innere Haltung – Verantwortung für geschenktes Vertrauen – Makarenkos Grenzen: er ist Atheist – Ein Mensch auf der Schwelle des Christentums?

## Gegenwart des Kindes

Ist es uns schon einmal aufgefallen, daß die Wege Gottes mit den Menschen in der Bibel bei einem uralten Mann und einer sterilen alten Frau beginnen, welche beim Gedanken, ein Kind zu bekommen, laut herauslacht; daß es eigentlich im Alten Testament kaum eine kindliche Gestalt gibt, sondern lauter weise und erfahrene, tüchtige Männer, und daß diese jahrtausendelangen Wege Gottes, wie es heißt, «am Ende der Zeiten» bei einem Kind münden, in welchem Gott sich endlich selber auf Erden einstellt und darstellt, einem, der als Jüngling (denn weiter hat er es nicht gebracht) die Kinder geliebt und als Vorbild hingestellt hat, der als ein juvenis starb, ehe er die vierzig Jahre, die für den Römer zur Mannheit erfordert sind, erreichte. Wie das Christentum gegenüber den Heiden und Juden die Frau erst wahrhaft entdeckt hat, so auch und mit ihr zusammen das Kind; und wenn wir in Italien für unseren Geschmack vielleicht allzuvielen Madonnen und Bambinos begegnen und ein solches Christentum uns allzu simpel und unvollständig erscheinen will (obwohl es daselbst ja an Kreuzesbildern nicht fehlt), so ist es vielleicht

doch glücklicher, den christlichen Geist mit der Fahne des Kindes als mit dem zur Schau gestellten Zeichen des Kreuzes durch die Lande zu tragen.

Für den alttestamentlichen erwachsenen Menschen war Gott selber der Alte der Tage. Jahwe hat in keiner Hinsicht kindliche Züge. Der Alte Bund war ein Bund zwischen Erwachsenen, die sehr wohl wissen, was sie tun, wenn sie einander Treue versprechen. Nur ganz ausnahmsweise, und fast wie eine romantische Sehnsucht nach einem verlorenen goldenen Zeitalter, einem unzugänglichen Paradies, klingt bei Osee das Wort auf: «Als Israel noch ein Kind war, da hab ichs geliebt ...» (Os 11,1). Als gegenwärtige Wirklichkeit, als Leitbild des Daseins ist das Kind undenkbar. Und doch schlummert es bereits unter dem Herzen Sions, kündigt sich leise an in der Frömmigkeit der Psalmen, wenn sie nach Hingabe, nach Geborgenheit am Busen Gottes, nach Gestilltheit in ihm sich sehnen.

O Herr, mein Herz will nicht hoch hinaus, noch schauen von oben herab meine Augen,  
Auf den Wegen der Höhe wandle ich nicht, und trachte nicht nach Dingen, die mich überragen.

Nein, ich halte meine Seele befriedet und gestillt, wie ein Kind an der Mutterbrust,  
Meine Seele ist in mir wie ein gesättigtes Kind.  
Israel, harre des Herrn, von nun an auf ewige Zeiten! (Ps 131)

Dieses Bild drängt innerlich zur Wahrheit. Es kann dort zur Wahrheit werden, wo im Schoß des Alten der Tage das Kindesantlitz aufglänzt. Wo der *παῖς θεοῦ* Knecht Gottes, zum *παῖς θεοῦ* als Kind Gottes wird. An Weihnachten kommt eine Bewegung in unser Gottesbild, der uralte Vater wird zum ewig zeugenden und gebärenden Gott und das Rätselwort erhöht seinen ewigkeitlichen Sinn: «Mein Kind bist du, am heutigen Tage habe ich dich gezeugt» (Ps 2,7). Jetzt ist Kindsein nicht nur menschlich, nicht nur Zeichen einer frommen Unmündigkeit, es ist göttlich und unüberholbar geworden. Und da Gott sich nun in die Form eines zeitlichen Menschenschicksals gießt und sich in diesem Schicksal ähnlich ausdrückt und offenbart, wie eine geistige Seele sich im Leibe ausdrückt und offenbart, erhalten alle Perioden und Phasen des menschlichen Daseins endgültigen, Gottes Wesen offenbarenden Sinn. Das konnte den Heiden wie den Juden unmöglich verstehbar sein: denn sie hatten nur den Menschen vor Augen (Gott war unsichtbar), und bei beiden ist es doch so, daß die Kindheit vor allem, wenn nicht ausschließlich, als eine Vorbereitungszeit auf die Reife erscheint: die Zeit des Unentwickeltseins, des Lernenmüssens, auch des müßigen Spiels, das angesichts des ernstesten Lebens keinen Sinn hat. Welches Seufzen noch bei dem spätantiken Augustinus über seine Kindheitsjahre! Wenn aber Gott ein Kind wird, dann ist das eine ewige Rehabilitation dieses Teiles der Schöpfung, das jetzt zu einem vollgültigen Ausdruck des göttlichen Wesens, ja sogar zu einem bevorzugten, besonders sprechenden Ausdruck seines Herzens und der Gesinnung seines Reiches wird: «Werdet ihr nicht wie die Kinder, so geht ihr nicht in das Himmelreich ein.» Daß Gott jung ist, welche Neuigkeit! Daß er keine Gewöhnung an sich selber kennt, weil er ewig am Entspringen ist, ewig am Zeugen und sich Schenken als Vater, ewig am Hervorgehen und liebend Antworten als Sohn, ewig kreisende Liebe von Schenken und Empfangen als Geist. Wie anders als in dieser ewig jungen Lebendigkeit der Liebe gäbe es sonst ewiges Leben? Wie sonst könnte das Sein selber Glück und Seligkeit sein? Mit der Zeit gewöhnt man sich an alles, mit der Ewigkeit aber an nichts. Und insofern das Kind sich noch nicht gewöhnt hat, die Welt täglich mit neuen Augen sieht, ist es der Quelle Gottes, aus der es ausgegangen ist, noch so nahe.

Und wir alten Sünder (jeder Sünder ist alt, jeder Sünder kennt einen Überdruß am Dasein, und dieser Überdruß ist immer ein Anzeichen der Vergreisung), wir alten Sünder können im ewigen Kind noch einmal Kind, ja neugeboren werden. Ungeheures Mysterium, das nur ein Kind fassen kann. Und der weise, greise Nikodemus fragt: «Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er schon alt ist? Kann er etwa in den Schoß seiner Mutter zurückkehren und neu daraus hervorgehen?» Jesus erwiderte: «Du bist Lehrer in Israel und weißt das nicht? Wundere dich nicht, daß ich dir sagte: ihr müßt wiedergeboren werden. Der Wind weht, wo er will, du hörst sein Brausen, weißt aber nicht, woher er kommt, wohin er treibt. So jeder, der aus dem Geiste geboren ist.» Worte wie aus einem Kindermärchen, Worte wie absichtlich so gestellt, daß nur Kinder sie verstehen und für wahr halten können. So Übernatürliches ist in Gottes Wunderwelt das Natürlichste. Dreimal in die Hände klatschen: «Siehe, das Alte ist vergangen,

Neues ist geworden!» Ja, das Kind muß am Kreuz sterben und der Hirt sein Leben verströmen für seine Schäflein. Der tödliche Ernst des Karfreitags will uns nicht kindisch, sondern reif und verstehend. «Meine Brüder, seid nicht Kinder im Denken, seid nur kleine Kinder in der Bosheit, im Denken aber gereifte Männer!» (1 Kor 14,20).

Dennoch: Was für den Erwachsenen geistig anstrengend ist: zu glauben, wo man urteilen möchte, zu hoffen, wo man halten und gestalten möchte, sich liebend zu überlassen, wo man begabt wäre, zu herrschen: das ist den Kindern das Leichteste und Natürlichste. Glaube, Hoffnung und Liebe sind für das Kind kaum Tugenden, sondern das Leben selber. Das göttliche Kind hat es uns vorgemacht und durch seine Hingabe an den Vater ermöglicht. Das Schwierige ist, ein Telephon, einen Radarapparat zu erfinden; sich seiner bedienen, wenn es ihn gibt, ist kindisch leicht. Das Weihnachtskind hat Glaube, Hoffnung und Liebe christlich erfunden und uns seine Erfindung zur Verfügung gestellt. Aber es hat gewissermaßen ein Patent darauf genommen, die Erfindung mit seinem Siegel gekennzeichnet. Aber der Zins, den wir ihm dafür schulden, ist gering: nichts anderes als nochmals Glaube, Hoffnung und Liebe.

Echte Christen können körperlich altern, aber man kennt sie am jungen Herzen aus allen Menschen heraus. Prüfen wir uns, ob wir dieses Kennmal Gottes an uns tragen und dieses Licht vor den Menschen leuchten lassen. Prüfen wir uns, ob wir den Glauben haben. Nicht, wie wir ganz überflüssigerweise uns fragen: ob wir die Kraft aufbringen, den Glaubensakt zu leisten. Sondern, wie wir richtig uns fragen müssen: ob wir den von Gott uns geschenkten, in uns hineingelegten Glauben wahrhaben und wahrnehmen wollen. Ob wir an unseren Glauben glauben. Ob wir von den uns bereitgelegten Kapitalien und Wegzehrungen Gebrauch machen. Das geht uns so schwer ein, daß es etwas anderes in uns gibt als natürliche Anlagen und Fähigkeiten, die entsprechend unseren Anstrengungen und Leistungen nutzbar gemacht werden. Die Theologie redet unheimlich drastisch von eingegossenen Tugenden. Wie mit einem Trichter in das Gefäß der Seele hineingegossen. Vorher war das Gefäß leer, jetzt ist etwas drin. Vorher war es liebeleer, jetzt ist von Gott her die Liebe eingefüllt worden. Glaube, Hoffnung und Liebe. Alles Christliche hängt an diesem Drastischen, aber zugleich eine doppelte Bedingung: erstens, daß wir uns Gottes Gaben nicht zuschreiben, als hätten wir das gekonnt; zweitens, daß wir diese Gaben in uns wirklich benutzen, denn sie sind uns nicht als tote Schätze gegeben, die man auf die Bank der Ewigkeit legt, sondern als die Talente des Evangeliums, mit denen wir Handel treiben und die wir verdoppelt zurückbringen müssen.

Auch das Wunder der Kindschaft Gottes, die die Quelle von Glaube, Hoffnung und Liebe in uns ist, lebt nur wirklich, wenn wir dauernd als Kinder Gottes neu geboren werden, täglich in der Kraft der ewigen Jugend Gottes mit ihm zusammen neu anfangen. Oh, dieser Blick auf Gott und Welt, dem nichts veraltet, der aber immer neuer, immer jünger und ewiger sieht! Blick, wie keiner nötig, unserer weisen, greisen Zeit. Wissenschaftliches Wissen macht alt. Psychologie macht abgebrüht und stumpf: man kommt hinter alles, man hat keine Illusionen. Christsein überragt das Psychologesein im letzten wesentlich, denn das einzig Entscheidende am Christen ist das, was dem Psychologen notwendig entgeht: des Gotteskindes Glaube, Hoffnung und Liebe.

H. U. von Balhazar

---

Wir wünschen unsern Lesern Gottes Gnade und Segen zum Christfest und zum neuen Jahr 1961

REDAKTION und ADMINISTRATION der «ORIENTIERUNG»

# GESCHICHTE UND GEGENWART

Unter dem rätselhaften und gewollt paradoxen Titel «De l'Actualité historique» («Geschichtliche Gegenwartigkeit») veröffentlichte kürzlich *Gaston Fessard SJ.* ein zweibändiges Werk von großer Bedeutung und Tragweite.<sup>1</sup> Für jemand, der das geistige Schaffen des Verfassers während der letzten Jahrzehnte verfolgt hat, angefangen von «Pax Nostra» («Unser Friede») (1936) bis zur berühmten Broschüre des «Témoignage Chrétien» und zu deren Gegenstück «France, prends garde de perdre ta liberté» («Frankreich, gib acht, du verlierst deine Freiheit») (1946), ist es kein Geheimnis, daß Fessard in Zeiten der Wirren einer der klarsichtigsten und zuverlässigsten «Gewissensführer» war. Sein Hauptinteresse wandte sich seit je vornehmlich Problemen zu, denen ein Christ in geschichtlichen Umsturzperioden gegenübergestellt wird (vgl. I, 57).

Fessard ist sicherlich kein leichter Autor. Er hat sich durch einen schöpferischen Nachvollzug der Dialektik Hegels ein eigenes Denkinstrument geschaffen, dessen ungezwungene Handhabung bis heute er allein kennt. Es fällt ihm scheinbar nicht schwer, Probleme zu komplizieren. Er macht sich ein Vergnügen daraus, verworrene Gedankenknäuel geduldig zu entwirren (II, 414). Wer aber an diesem Punkt ohne Sünde ist, oder wer sich besser darauf versteht, die Aufmerksamkeit der Leser zu fesseln, werfe auf ihn den ersten Stein. Erinnern wir uns doch: die philosophische Reflexion hat die einfachsten Lösungen oft auf mühsamen Gedankenwegen gefunden. Man könnte dabei auf den Schematismus *Kants* oder auf den schwerfälligen Forschungsapparat hinweisen, mit dem *Maine de Biran* seine Untersuchungen über die Freiheit belastete.

Unser Verfasser verweilte zwar lang beim Studium der genannten Meister (er schrieb ein tiefgründiges Werk über *Maine de Biran*), doch haben sowohl persönliches Interesse wie auch praktische Umstände seine Aufmerksamkeit vor allem auf konkrete Probleme der gesellschaftlichen Wirklichkeit gelenkt. Er erinnert uns dabei nicht so sehr an *Hegel*, der doch auch am Ende seines Lebens die neue englische Verfassung aus philosophischem Blickwinkel studierte, sondern vielmehr an *Fichte* und an seine bemerkenswerte Studie über den «Geschlossenen Handelsstaat». Was man auch behaupten oder denken mag, und obwohl Fessard selbst sich entschuldigt, sich mit konkreten Wirklichkeiten nicht hinreichend intensiv beschäftigt zu haben, kann man diesem Philosophen wirklich nicht vorwerfen, daß er sich, gleich *Descartes*, in sein philosophisches Studierzimmer eingeschlossen hätte. Auf seiner Suche nach einer philosophischen Methode hat er sich hingegen nur mäßig für die Philosophie der Naturwissenschaften interessiert. Das Versagen der Hegelschen Naturphilosophie hätte wohl einem solchen Versuch ein rasches Ende bereitet.

<sup>1</sup> *Gaston Fessard, De l'Actualité historique*, Paris, Desclée de Brouwer, 1960. Bd. I: *A la recherche d'une méthode*; Bd. II: *Progressisme chrétien et apostolat ouvrier*. 204 und 518 Seiten; 18 NF und 30 NF; beide Bände zusammen: 45 NF. – Um die Anmerkungen nicht unnötig zu vermehren, haben wir die Hinweise auf die in diesem Bericht analysierten Stellen in unseren Textteil aufgenommen. Im Buch selber kann man dann die nötigen Hinweise auf andere Werke des Verfassers finden. Der erste Band bringt nach einer allgemeinen Einführung (*Actualité et histoire*) zuerst frühere Studien des Verfassers: *Direction de Conscience* (Antwort auf eine Rundfrage der «Volontés», Juni 1939); *Du sens de l'histoire* (Konferenz, gehalten am 15. Dezember 1940 in Vichy, zwei Tage also nach der Festnahme Laval's, den aber die Besetzungsmacht kurz darauf befreit hat; diese Ansprache erschien in zensurierter Form in der Zeitschrift «Cité nouvelle», Februar 1941); *Théologie et histoire* (behandelt die Frage des Zeitpunkts der Bekehrung Israels, erschienen in «Dieu vivant», April 1947); endlich die sehr wichtige Studie *Esquisse du mystère de la société et de l'histoire* (erschieden in «Recherches de science religieuse», 1948; der Verfasser ließ den zweiten Teil dieses Artikels nicht vollständig abdrucken, dagegen gibt er uns eine vorläufige Schlußbetrachtung zu diesen heute noch unvollendeten Studien; diese Schlußbetrachtung von nahezu 40 Seiten ist eine Erstveröffentli-

chung). In einem zweiten Teil des ersten Bandes folgen dann zwei neue Studien: Über die Dialektik «Jude-Heide» und Diskussion mit Msgr. Journet über die Methode der Theologie. – Im zweiten Band finden wir zuerst eine kurze Einführung, die den ersten Band zusammenfassen soll. Dies ist wichtig, da der zweite Band sehr umfangreich und in gewisser Hinsicht von dem ersten unabhängig ist. Er gibt einen Aufriß der Entstehung des christlichen Progressismus, bespricht die Bewegung der Arbeiterpriester, ohne uns allerdings eine Chronik der Ereignisse geben zu wollen. In diesem Band führt der Verfasser ohne Unterlaß Tatsachen und Namen an, es gelingt ihm aber nicht, die doktrinale Substanz des ersten Bandes zu erreichen. Die Dialektik wird als Dialog bezeichnet. Sie ist schwierig, stellenweise irritierend, dann aber auch erschütternd, als sie zum Beispiel einen Brief von Emmanuel Mounier aus dem Jahre 1949 zum erstenmal der Öffentlichkeit vorlegt. Da die meisten in die Diskussion hineingezogenen Autoren noch leben, werden wir nur wenige Namen nennen. Für einen Leser, dem es mehr um Gedanken als um Personen geht, werden die wenigen Hinweise, die wir geben, wohl genügen.

## Methode und Kategorien im Denken Fessards

Des öfteren erklärt uns Fessard in seinem Buch den Sinn des Ausdrucks «actualité historique». «Er ist weder eine Bezeichnung für ein neues philosophisches System noch eine allgemeine Etikette für eine Sammlung verschiedenster theoretischer Einsichten über die Geschichte und praktischer Stellungnahmen den Ereignissen unserer Geschichtsgegenwart gegenüber. Vielmehr bezeichnet der Ausdruck den genauen Ort, wo sich die Überlegungen und Entscheidungen ereignen; den Knoten der menschlichen Freiheiten, wo die Fragen und die Antworten gewechselt werden und wo versucht wird, der Welt einen Sinn zu geben, welcher sie ihrem transzendenten Ziel näherbringen oder von ihm entfernen soll» (I, 293).

Fessard geht es vornehmlich darum, die Ereignisse innerhalb der großen Geschichtsbewegung zu orten und ihre Beziehung zum Ewigen aufzuzeigen. Deshalb weigert er sich, den konkreten Zusammenhang der Geschehnisse zu verlassen. «Das Hier und Jetzt, der Geschichtsort, wo ich lebe und rede, ist in der Tat die Stelle, an der sich das Ewige und das Zeitliche, das Transzendente und das Immanente, das Logische und das Geschichtliche verflechten. Ich darf nicht aufhören, in dieser Geschichtsgegenwart nach dem Erscheinen eines wahrhaft Transzendenten des Wortes, das alle Menschen erleuchtet, zu suchen. Unterlasse ich es doch, so wird sich meine Aussage unweigerlich wegen der Verflechtung des Geschichtlichen und des Praktischen gegen mich wenden und mir beweisen, daß ich nicht dem Geiste der Wahrheit, sondern vielmehr dem Geiste der Lüge gedient habe» (II, 474).

In seiner «Internationalen Gewissensforschung»<sup>2</sup> hat uns Fessard bereits gezeigt, wie der Nationalismus, ohne es eigentlich zu wollen, plötzlich zum Pazifismus wird, und wie der Pazifismus andererseits sich in einen maßlosen Nationalismus verwandelt. Der zum Teil voraussehbare Gang der Ereignisse hat dem damals nur wenig bekannten Philosophen bald recht gegeben. Als das erste Untergrundheft des «Témoignage Chrétien» (*France, prends garde de perdre ton âme*) erschien, wußten allerdings nur wenige, von wem eigentlich der Alarmruf kam. Nach der Veröffentlichung dieses Hefes suchte die Gestapo nach Fessard. Er entkam nur um Haaresbreite der Verhaftung. Dann kam die Stunde der Befreiung. Viele Christen, Priester und Gewissensführer glaubten damals, daß der Kommunismus seine Gefährlichkeit verloren habe und daß man mit ihm, wenigstens zeitweilig, zusammenarbeiten und seine entgegengestreckte Hand annehmen könne (vgl. II, 431). Fessard war aber anderer Ansicht. Seit geraumer Zeit

<sup>2</sup> Untertitel von «*Pax Nostra*»: *Examen de conscience international*. Paris, Grasset, 1936. (Red.)

war er davon überzeugt, daß der Dialog zwischen Christen und Kommunisten eine Sache der Unmöglichkeit sei. Die Faszinierung des Kommunismus hat ihm große Sorgen bereitet (II, 147). Er begann deshalb eine neue Kampfstellung aufzubauen. Ein zweites Heft erschien: «France, prends garde de perdre ta liberté». Damals bedurfte es großen Mutes und bedeutender Klarsicht, um das alles zu sehen und auszusprechen. Im Grunde hat aber der Theologe Fessard nur die von Pius XI. erlassene zweifache Verurteilung des Kommunismus und des Nationalsozialismus in eine gedankliche Form gefaßt (I, 28). Er untermauerte die päpstlichen Verlautbarungen mit seiner inzwischen erneuerten Dialektik (I, 116 Anm.). Der Spannungsgegensatz «Jude-Heide» gehörte schon zum Wesensbestandteil seines früheren Buches «Pax Nostra», wenn auch in weniger scharfer und fester Fassung. In seiner neuen Schrift benützte Fessard diesen aus den tiefeschürfenden Analysen des Römerbriefes entnommenen Begriffsgegensatz zu dem Nachweis, daß die beiden großen Gegner der Inkarnation, der Kommunismus und der Nationalsozialismus, polar entgegengesetzte religiöse Grundhaltungen verwirklichen. Unabhängig von Fessard haben schon andere darauf hingewiesen, daß der Marxismus in seinen verschiedenen Formen die Hoffnung Israels wieder aufgegriffen und sie in einen neuen irdischen Messianismus umgewandelt hat. Es war aber ein Zeichen großen Scharfsinns, herausgefunden zu haben, warum der auf christlichem Boden entstandene Nationalsozialismus mit seiner Rückkehr zum Heidentum die ganze Bewegung der Geschichte umzuwerfen suchte und dabei im Juden den eigentlichen Feind seiner Weltanschauung entdeckte, während der «ungläubige Jude» = der Kommunismus das «neue Israel» = das Christentum verwarf (I, 39). Beide Gruppen haben sich geweigert, das Kreuz Christi anzuerkennen und so in die Bewegung der großen geschichtlichen Vereinigung einzutreten, sie widersetzten sich dem Willen dessen, der die Geschichte führt (I, 118).

### Jude-Heide

Das neueste Werk des Verfassers führt die Dialektik «Jude-Heide» wiederum an. Fessard weist dabei darauf hin, daß viele, die entweder selbst auf die Idee dieser Dialektik gekommen waren oder sich von ihr bezaubern ließen, den Grundgedanken oft falsch ausgelegt haben (II, 37). Anderen, wie *Emmanuel Mounier*, kostete es viel Anstrengung, den Sinn dieses Spannungsgegensatzes voll zu erfassen (II, 54). Diese geschichtliche Grundspannung zwischen zwei feindlichen Brüdern ist aber nicht das einzige Stück im dialektischen Waffenarsenal Fessards, mit dem er die Probleme der Geschichte angeht. In verschiedenen gedanklichen und geschichtlichen Engpässen hat er versucht, dem Christen zu helfen (II, 426). Damit hat er aber auch der Theologie einen großen Dienst erwiesen und ihr gezeigt, wie man die geschichtliche Wirklichkeit in eine zusammenhängende und systematische Weltanschauung integrieren könnte (I, 19). Wie liest aber ein Metaphysiker das Buch der Geschichte? Wir kennen verschiedene Versuche: Die kurzlebige Synthese *Spenglers*, oder das Monument gewissenhafter Gelehrsamkeit *Toynbees*. Diese Bemühungen bleiben aber an der Oberfläche der Dinge (I, 113). Um wirklich eine Metaphysik der Geschichte betreiben zu können, müßte man ein Kategoriensystem besitzen. Dieses hätte innerhalb der Geschichtsdeutung eine ähnliche Rolle zu spielen wie die Kategorien von Aristoteles in der Naturphilosophie oder die von Kant in der Anthropologie (I, 221). Fessards ursprünglichste Leistung sehen wir darin, daß er mehrere grundlegende Begriffspaare von bedeutendem Umfassungsvermögen und großer Beschwörungskraft geschaffen hat.

### Herr-Sklave

Die erste Geschichtspolarität ist die bekannte Dialektik zwischen «Herr und Sklave». Hegel hat aus diesem Begriffsgegensatz nicht das herausgeholt, was ein so großer Philosoph hätte herausholen können (I, 141; I, 177). Fessard dient diese Dialektik zur Aufhellung verschiedenster Probleme: zur Erklärung der Antagonismen zwischen Nationen und zwischen verschiedenen Gesellschaftsgruppen (I, 147), zur Kritik der Voraussetzungen des Kommunismus und des Nationalsozialismus (wobei am Ende die ursprüngliche Feindschaft dieser zwei Ideologien verschwindet) (I, 151), zur Entflechtung der Be-

ziehungen zwischen Ökonomie und Politik (I, 153). Besonders bei dieser letzten Problematik vermag uns Fessard zu zeigen, wie viel Unklarheit und Verwirrung in den Geistern herrscht (II, 309; 312).

### Mann-Frau

Einen anderen Aspekt der Geschichte bringt Fessard durch einen zweiten Begriffsgegensatz, durch die Dialektik zwischen «Mann und Frau» zum Ausdruck (II, 163-170). Der Theologe Fessard brauchte nicht durch Karl Marx auf diese Geschichtspolarität aufmerksam gemacht zu werden. Er fand sie im Zuge seiner Reflexionen über das Wesen des Menschen und über die großen Themen der christlichen Offenbarung. Mit Hilfe dieses Gegensatzpaares könnte man Lösungen für ganz konkrete Probleme finden: Auf die Frage der Beziehung zwischen Kirche und Staat, zwischen konfessioneller Privatschule und Staatsschule (wobei zu beachten wäre, daß der Staat sich grundsätzlich auf das Hiesig-Zeitliche beschränken soll) und auf andere mehr. Freilich müßte man dabei das Anwendungsfeld dieser Dialektik noch erweitern. Noch andere Spannungspaare und Geschichtskategorien könnten gefunden werden. Fessard wird eines Tages sicherlich noch neue vorlegen. Über diese Geschichtskategorien finden wir andere, höherrangige Begriffspaare geordnet, die es uns erst ermöglichen, die Geschichte aus dem Gesichtspunkt der Übernatur zu deuten. Unter ihnen nimmt die paulinische Dialektik zwischen «Heide und Jude» einen wichtigen Platz ein.

Allein Christus vermag die Geschichte zu vereinheitlichen. Er besiegt die feindlichen Gruppen und hebt ihre Antagonismen auf. Deshalb sollte die Geschichte, ihr Sinn und ihr Ziel, von Christus her und in Beziehung zu ihm gewertet werden. In dieser Frage ist für einen Christen keine Unschlüssigkeit möglich. Das alles ist eine grundsätzliche Feststellung und klingt sehr einfach. Zahlreiche Illusionen verbergen sich aber dahinter. Es ist nur zu leicht, das transzendente Ziel der Christenheit mit verschiedenen geschichtlichen Verwirklichungen des Christentums gleichzusetzen, mit christlichen Epochen, die im Verlauf der Zeit immer mehr idealisiert werden. Mißtraut man aber solchen vereinfachenden Geschichtsdeutungen, so ist damit noch lange nicht jegliche Gefahr gebannt. Man kann sich noch immer über das eigentliche Ziel der Geschichte täuschen. 1936 stand in einem, übrigens in anderer Hinsicht hervorragenden Buch (II, 270) eine Zielweisung, die von der «geschichtlichen Sendung des Proletariats sprach» (II, 182).<sup>3</sup> Das Buch war dabei noch vorsichtig, aber andere haben dann in der Anwendung nicht mehr die nötige Zurückhaltung bewahrt.

### Geschichtsaktualitäten

Aus gutem Grund verweilt Fessard im zweiten Band seines Werkes so lange bei jenen «Geschichtsaktualitäten», die unter den Bezeichnungen «Christlicher Progressismus» und «Affäre der Arbeiterpriester» bekannt sind. Wir können hier die langen Untersuchungen des Buches nicht zusammenfassen. Deshalb geben wir gleich jenen charakteristischen Text wieder, über den Fessard seine schonungslose Kritik ausübt. 1933 schrieb ein Theologe, der als «Apostolus» zeichnete, in einer damals viel gelesenen Zeitschrift: «Es gibt eine spekulative Wahrheit, eine Wahrheit der Theologie und der Doktrin, und es gibt daneben auch eine praktische Wahrheit, die der Aktion. Die zwei stehen natürlich nicht in Gegensatz zueinander. Die zweite ist aber konkret, unmittelbar, dringend und anrufmächtig. Ich muß kämpfen. Wenn die Nazis Frankreich besetzen, verhandle ich nicht mit Hitler. Wenn die Kinder in erbärmlichen Unterschlüpfen dahinsiechen, studiert der Siedler nicht das Zivilgesetzbuch. Wenn das Haus brennt, frage

<sup>3</sup> Es handelt sich um *Jacques Maritains Humanisme intégral. Problèmes temporels et spirituels d'une nouvelle Chrétienté*. Paris, Aubier, 1936. (Red.)

ich nicht, wer ist der Mann, mit dem ich in der Kette stehe ...» (II, 105).

Fessard zeigt nun, daß man sich mitunter doch fragen muß, und zwar bevor man die Kette bildet, welches der Sinn und die Tragweite dieses Einsatzes sein wird. Freilich gibt es eine konnaturale Erkenntnis; Thomas von Aquin sprach schon in anderem Zusammenhang von ihr, die es uns ermöglicht, unsere Handlungsverpflichtungen mit spontaner Sicherheit zu erfassen. Diese Erkenntnis muß aber eine Reihe von Einsichten in sich schließen: ist dieser Einsatz gut, ist er moralisch, ist er dem Nächsten dienlich, und zwar nicht nur auf der Ebene des Anscheins, sondern in bezug auf sein wahres Schicksal? Die Ereignisse haben dann oft gezeigt, daß man einen Fehler beging, als man mit andern in eine Kette trat. Die Schuld trifft dabei nicht so sehr den Menschen, der sich eingesetzt hat (selbst ein fehlerhaftes Gewissen verpflichtet), als vielmehr denjenigen, der ihn hätte aufklären sollen. Sie waren schlechte Gewissensführer, weil sie nicht genügend über die Probleme reflektiert haben (I, 73; II, 177).<sup>4</sup>

Die Anwendung ist einfach. Wenn auch eine begrenzte Zusammenarbeit mit dem Kommunismus, innerhalb eines bestimmten Rahmens und für begrenzte Ziele, möglich ist und von der Kirche gebilligt wird (II, 99), bleibt sie doch immer gefährlich. Man kann dabei leicht in den Bannkreis des Kommunismus geraten (II, 485). Eine Vorsicht ist hier vonnöten, welche in gleichem Maße auf dem Glauben und auf der Erfahrung beruhen muß. Erfahrene Gewissensführer müssen die Christen aufklären und lenken, Menschen, die über diese Probleme lange nachgedacht haben. Das ist aber gar nicht so einfach. An einer Stelle seines Buches (sie wird sicherlich heftige Diskussion hervorrufen, obwohl sie unseres Erachtens ein durchaus reales Problem aufwirft) weist Fessard darauf hin, daß der

Thomismus uns eigentlich keine geschichtliche Weltanschauung bietet.

Fessard weiß dabei zwischen Thomismus und Thomas von Aquin zu unterscheiden (II, 257). In einer lebhaft aber höflich geführten Diskussion stellte Fessard (1950) heraus, daß die traditionelle Philosophie, mit Ausnahme des Augustinismus, nie imstande war, sich über den Gesichtspunkt der Natur und über den der Vernunft zu erheben (I, 29). Diese zweiteilige Betrachtungsweise muß heute unbedingt durch eine dreiteilige Anschauung ersetzt werden. Es wäre zwischen natürlicher, menschlicher und übernatürlicher Geschichte zu unterscheiden. Diese dreifache Unterscheidung finden wir in seiner beachtenswerten und tatsächlich auch sehr «beachteten» Konferenz über den «Sinn der Geschichte» aus dem Jahre 1940. Es gelang ihm damals, in einer philosophisch-religiösen Beweisführung zu zeigen, wie das Christentum den Antagonismus zwischen Kommunismus und Nationalsozialismus überwindet. Heute besitzen wir endlich den authentischen Text dieser mutigen Ansprache (I, 77-93). Damals wurde der Abdruck des Vortrags von der Vichy-Zensur wesentlich gekürzt. Die Bedeutung der darin enthaltenen Gedanken ist überzeitlich, beschränkt sich also keineswegs auf die Zeit der Besatzung. Um sie richtig werten zu können, müssen wir ein wenig ausholen. Hegel, der neue Aristoteles, war davon überzeugt, daß es dem Philosophen zufällt, die Einheit der Geschichte in seinem Bewußtsein zu schaffen. Damit wurde die Geschichte zum Gegenstand, ja zu einem der wichtigsten Gegenstände der Philoso-

<sup>4</sup> Wenn Fessard im Jahre 1939 mit so großer Sachkenntnis auf die Rundfrage der «Volontés» über die «Gewissensführer» antworten konnte, so deshalb, weil er sich schon seit langem mit dem Problem der «Unterscheidung der Geister» beschäftigte. Die «Orientierung» veröffentlichte vor kurzem eine Besprechung seines Buches *«La dialectique des Exercices spirituels de saint Ignace»* (Aubier, Paris, 1956). Dieses Werk ist die Frucht einer zwanzigjährigen Meditation über diese Fragen. Ob es nun um Individuen oder um Gemeinschaften geht, die gleichen Prinzipien der Unterscheidung müssen bei der Beurteilung der Ereignisse angewendet werden.

phie. Der Meister von Berlin, was immer auch seine philosophischen Ansprüche waren, dachte sicherlich nicht, die Geschichte ginge mit ihm zu Ende (vgl. I, 209). Die hegelianische Schule hätte die Tradition der Geschichtsdeutung folgendermaßen fortsetzen können: spätere Hegelianer hätten uns gezeigt, wie die Geschichtsvereinheitlichung im Bewußtsein des Philosophen in einer späteren Geschichtsstunde geschehen kann; diese einzelnen Geschichtsanschauungen hätten dann die einzelnen Momente, die zum «Hier und Jetzt» gebundenen Deutungen einer totalen Geschichtsschau dargestellt, die als solche allerdings nur in einem höheren, übermenschlichen Bewußtsein hätte existieren können. Es kam aber anders. Marx kehrte den ganzen Gedankengang um und behauptete, nicht ohne Grund, daß es nicht genüge, über die Geschichte philosophische Reflexionen anzustellen, sondern daß man versuchen müsse, sie umzuwandeln (II, 414). Eine echt christliche Idee übrigens, die bei Marx freilich verschoben wurde, wie der spätere Verlauf gezeigt hat. Marx zwang die Dialektik auf die Erde zurück, stellte sie «auf die Füße». Dabei zwang er sie auch, vom Bereich des Humanen in den Bereich der Natur hinunterzusteigen. Dies bedeutete Abfall. Der Christ hat also im gleichen Maße die Staatsphilosophie Hegels, die Philosophie der Rasse und die materialistische Dialektik zu überwinden (II, 293). Er darf sich nicht einer reinen Kontemplation des menschlichen Geschichtszieles hingeben, obwohl auch wieder die Gegenwart der Kontemplativen für die Menschheit unerlässlich ist (vgl. II, 254). Andererseits ist es ihm auch untersagt, das Reich Gottes hier auf Erden verwirklichen zu wollen.

### Bekehrung der Juden

Eine uralte Auseinandersetzung wird dabei wieder lebendig, deren apostolische Bedeutung aber lange nicht klar erkannt wurde: die Frage der «Bekehrung der Juden» (I, 95). Ein angesehener Theologe versuchte zu beweisen (er brach dabei mit einer fast einmütigen Tradition), daß die vom Apostel angekündigte Bekehrung der Juden ein innergeschichtliches Ereignis sein wird.<sup>5</sup> Mit Hilfe der Dialektik «Jude-Heide» (I, 107) vermag nun Fessard aufzuzeigen, daß diese These spekulativ unhaltbar ist. Man darf Apokalypse und Eschatologie nicht verwechseln (I, 115). Vielleicht waren die ersten Jahrhunderte des Christentums noch dem Irrtum des Millenarismus ausgesetzt und verfielen ihm deshalb leichter. In der Mitte des 20. Jahrhunderts hätte man aber klarer sehen müssen, daß wir zu ihm nicht zurückkehren können. Die Philosophie und die Theologie der Geschichte können sicherlich auf die Eschatologie nicht verzichten. Man darf aber niemals vergessen, daß das Ende der Geschichte eine transzendente Wirklichkeit ist, das heißt, daß es nicht mehr eigentlich zur innergeschichtlichen «Geschichte» gehört (vgl. I, 118). Der Irrtum des Progressismus besteht wesentlich darin, daß er die marxistische Eschatologie an die Stelle der christlichen Eschatologie setzte (II, 71). Des öfteren macht Fessard bestimmten Gewissensführern zum Vorwurf, daß sie die Ereignisse nicht im Sinne der Parusie beurteilt haben, sondern nur im Sinne der ersten Ankunft, der Inkarnation Christi. Dabei beachteten sie nicht, daß Christus die ganze Richtung der Geschichte bereits schon umgekehrt hatte (II, 60-61).

### Mythos der Arbeiterklassen

Dieser Irrtum nahm ganz greifbare Formen an. Bereits in seinem früheren Werk «Pax Nostra» wies Fessard, indem er den Vorrang des Logos, des Wortes, der Sprache unter den geschichtsvereinigenden Kräften betonte, auf die Unhaltbarkeit des Mythos einer rein menschlichen universalen Gemeinschaft hin. Als Theologe augustinerischer Richtung (wenigstens durch sein Blondel-Studium) vertrat er in der Frage der Beziehung

<sup>5</sup> Gemeint ist C. Journet, *Destinées d'Israël*. A propos du Salut par les Juifs. Fribourg, Egloff, 1945. - Siehe auch: H.-M. Fèret, *L'Apocalypse de S. Jean, vision chrétienne de l'histoire*. Paris, Corrèa, 1943. (Red.)

zwischen Natur und Übernatur eine Auffassung, die sich, abgesehen von einigen technischen Präzisionen, mit der des Thomas von Aquin vollkommen deckt (I, 270–273). Das Wiederaufleben des Marxismus hat dann neue Probleme gestellt (II, 192–193). Wird der Klassenkampf von nun an, bis zur Ankunft der klassenlosen Gesellschaft, die Parteiantagonismen ersetzen (II, 79–89)? Müssen wir die Arbeiterklasse im besonderen als ein neues Gottesvolk, als Trägerin des ganzen Menschheitsschicksals betrachten? Ist es nicht notwendig, wenn man «mit der Geschichte gehen» will, in die Reihen des Proletariats zu treten und der Arbeiterklasse zu folgen, um sie besser lenken zu können?

Die persönliche Reflexion Fessards stützt sich auf Schlußfolgerungen von bedeutenden Ökonomen (II, 395; 165), wenn er feststellt, daß dieser Mythos eine Reihe von Trugschlüssen enthält. Die Doktrin des Klassenkampfes, ein Wesensbestandteil des atheistischen Marxismus, stellt eine konkrete Menschengruppe gegen eine abstrakte Bourgeoisie-Klasse auf. Und selbst die Einheit der Arbeiterklasse ist gekünstelt. Sie entsprang dem Wunschdenken von Karl Marx (vgl. II, 365) und einer Verwechslung von Politik und Ökonomie (II, 312). Wir können die Analysen Fessards hier nicht weiter verfolgen. Nicht nur der Theologe, sondern auch der Wirtschaftler wird in diesen Seiten reichen Stoff für seine Reflexionen finden. Der Priester, der mit der Evangelisierung der Arbeiterwelt beauftragt ist, wird sich oft gereizt fühlen. Er muß zuschauen, wie das Messer des Chirurgen bis in die verborgensten Winkel der ihm so vertrauten Formeln eindringt. Sicherlich wird er aber, falls er wach genug ist, am Ende doch anerkennen, daß dieser Theologe aus seinem «Studierzimmer» klarer gesehen hat als die Mehrzahl der «engagierten» Theologen. Selbst wenn Fessard meint, an offiziellen und halboffiziellen Verlautbarungen Kritik üben zu müssen (II, 354), tut er es nach reifer Überlegung und nur um zu dienen.

### Kritik am Kritiker

Ist damit gesagt, daß diese zwei Bände über jegliche Kritik erhaben sind? Keineswegs. Fessard wäre darüber überrascht und tief betrübt. Er bittet den Leser um Widerspruch (II, 406). Seien wir offen: dem Buch und der darin verwendeten Methode haften Mängel an. Fessard verschont uns nicht von dem Auf und Ab seiner dialektischen Meditationen. Man sagte von Péguy, und dasselbe kann man auch von Fessard sagen: «Er wird uns den Tisch immer in der Küche decken.» Als Metaphysiker des «Hier und Jetzt» steht er geradezu im Gegensatz zu der kunstvollen Kürze eines Hamelin oder eines Lachelier. Man muß aber dabei wohl beachten, daß es ihm für sehr konkrete Fragen geht, mit denen auch ein jeder von uns, mehr oder minder, ringen muß. Indes könnte man meinen, daß jene Kapitel, in denen er seine Gedankenführung auf das sehr schöne Buch von *Madeleine Debrél* aufbaut, kürzer gefaßt, an Strenge gewonnen hätten.

Von verschiedenen Seiten wird Fessard vorgeworfen, er mache tendentiöse Unterschiebungen. Wir verstehen sehr wohl die Erregung jenes achtbaren Thomisten, der nun plötzlich von Fessard erfährt, daß er «Marxist» geworden ist (II, 256). Freilich könnte Fessard auf seine wiederholten Warnungen hinweisen (II, 397 und passim), daß es zwischen Kritik und Polemik einen wichtigen Unterschied gibt, wobei nur die zweite alle Mittel ergreift, um ihr Ziel zu erreichen (II, 395–396). Er beurteilt die menschlichen Taten nicht (II, 21). Vielleicht bemerkt er aber dabei nicht, daß, wie *Paul Bourget* sagt, «unsere Taten uns folgen». Fessard besaß ein schönes Aktium: in zwei wichtigen Fällen hat er außerordentlich klar gesehen. Deshalb meinte er vielleicht, über die Gründe einer

neuen apostolischen Niederlage nachdenken und ihre intellektuellen Ursprünge anprangern zu müssen (I, 144). Er hat recht, wenn er auf jeden Widerspruch, auf jede Ungenauigkeit, auf jede mehrdeutige Formel, in der sich ein doktrinaler Irrtum einnistet und der den Unbewanderten in eine folgenschwere praktische Verirrung führen könnte, das schonungslose Licht seiner dialektischen Kritik richtet. Übrigens sind es nicht die Theologen allein, die einem so strengen Examen unterworfen werden.

Es ist durchaus verständlich, daß man Fessard vorwirft, er verlange von einer einfachen Zeitschriftschronik (I, 251), von einer gemeinschaftlich verfaßten theologischen Merkschrift (II, 330) oder sogar von einem gedruckten Kurs der «Sozialen Wochen» (II, 202) eine Präzision, die wohl von einem gewissenhaften Philosophen bis zu den letzten Detailfragen, aber nicht in anderen Fällen gefordert werden kann. Wir selbst haben eine dieser Schriften gutgeheißen. Deshalb fühlen wir uns versucht, Wasser auf die Mühle der Widerspenstigen zu leiten. Die betroffenen Theologen sollten aber auch der literarischen Art der Kritiken Fessards Rechnung tragen. Eine wohlwollende Buchbesprechung bemerkte: Fessards Kritiken erinnern uns an jene glorreichen Zeiten, wo die Theologen von einem blutleeren Irenismus noch nichts hielten, sondern für das Reich Gottes kämpften, ohne dabei an die ausgeteilten oder empfangenen Hiebe zu denken.

Auf beiden Seiten können dabei ungeklärte Leidenschaften mitspielen (II, 433). Sehen wir lieber von dieser menschlichen, allzumenschlichen Seite der Auseinandersetzung ab und betonen statt dessen die doktrinale Bedeutung dieser zwei Bände und die des ganzen Fessardschen Werkes. Eines Tages könnte der Historiker sehr wohl zu der Schlußfolgerung gelangen, daß das Werk Fessards eine Wende in der Geschichte der theologischen Methode bedeutete. Vielleicht würde er dabei auf den Einfluß des «Sic et Non» von Abaelard hinweisen. Der heilige Bernhard glaubte noch damals, den Glauben gegen die Dialektiker verteidigen zu müssen. Aber bereits Hugo von St. Viktor begann den wiederentdeckten Reichtum der Logik zu assimilieren. Damals herrschte Augustinus in allen Schulen der Theologie. Genau wie Thomas von Aquin heute. Es ist nicht das geringste Verdienst Fessards, darauf hingewiesen zu haben, daß, wenn die Kirche eines Tages einen neuen theologischen Genius haben will, wir gut daran täten, seinen Weg heute schon vorzubereiten (II, 293). Aus diesem Gesichtspunkt kommt der systematisch gehaltenen Diskussion mit Msgr. Journet im ersten Band des Werkes, wenn sie auch nur einen ersten Entwurf enthält, ganz besondere Bedeutung zu (I, 266). Ich bin überzeugt, daß es dem Fessardschen Gedankensystem von großem Nutzen wäre, einige augustinsche Unterscheidungen in bezug auf die Natur und die Gnade (ante legem, sub lege, sub gratia, in pace) näher zu betrachten. Fessard könnte in ihnen unter Umständen eine Bestätigung seiner graphischen Darstellungen und seiner drei Zirkel, welche vier dialektische Etappen decken, finden (I, 261).

Wir schließen mit einem zweifachen Wunsch. Erstens: möchten jene Theologen, denen der Fortschritt ihrer Wissenschaft und zugleich ihre apostolische Fruchtbarkeit am Herzen liegt, das Buch von Fessard lesen und wiederlesen, noch ehe ein kommender Historiker diesen großen Theologen für ihre Nachkommen neu entdeckt. Zweitens: möchte Fessard, eine Zeit lang wenigstens, darauf verzichten, uns immer nur «in seiner Küche den Tisch zu decken» und sich die Genugtuung versagen, uns in die Verflechtungen seines dialektischen Denkens hineinzuziehen. Wie wäre es, wenn er sich endlich entschließen würde, seine «Esquisse du mystère de la Société» zu vollenden, die doch, unvollständig wie sie ist, das Herzstück seines ganzen Schaffens bildet? *Henri Rondet, Lyon*

# Kirche und Rassenproblem in den USA

Im August 1960 approbierte der Erzbischof von New Orleans (Louisiana), Dr. *Joseph F. Rummel*, durch ein Hirten Schreiben das Zusammenleben beider Rassen an den öffentlichen Schulen der Stadt, mit Berufung auf das Dekret eines Bundesrichters. Er hielt es dabei für notwendig, im selben Hirtenbrief den 21. August als einen Tag besonderen Gebetes zu bestimmen, «damit es Gott durch die Verdienste unseres Herrn Jesus Christus und seiner unbefleckten Mutter gefallen möge, das Rassenproblem in unserer Mitte einer baldigen Lösung zuzuführen und auf den Aufruf, die Gesetzgebung in bezug auf Rassenintegration in unserem öffentlichen Schulwesen zu unterstützen, unter den Katholiken ein günstiges Echo zu wecken».

Kurz darauf stand der Erzbischof im Kreuzfeuer heftiger Kritik. Die Segregationisten, Katholiken und Nichtkatholiken, beschuldigten ihn, sich einer prokommunistischen Gerichtsentcheidung angeschlossen zu haben. Ein prominenter Katholik, Distriktsanwalt in einem stark katholischen Landstrich, wagte die Worte: «Ich bin seit meiner Kindheit katholisch, ich habe die katholische Lehre auf den Knien meiner Mutter gelernt. Aber ich bin kein erzbischöflicher Katholik, ich bin kein modernistischer Katholik. Ich lehne eine kommunistische Ideologie der Rassenintegration ab, weil sie die Erziehung unserer Jugend zerstört, die Moral unseres Volkes und unsere weiße Kultur untergräbt.»

Dieser Zwischenfall läßt erkennen, wie ernst das Problem ist, dem sich die Kirche in den Südstaaten in der Frage der Verwirklichung christlicher Gerechtigkeit und Liebe zwischen den beiden Rassen gegenüber sieht.

## Geschichtlicher Überblick

1619 wurden die ersten Negerklaven in die Vereinigten Staaten gebracht. Sie waren zwanzig an der Zahl und landeten in Jamestown (Virginia). Bis zum Ende des amerikanischen Bürgerkrieges (1861-65) war in den Südstaaten der USA die Negerklaverei gesetzlich geschützt. Erst der Sieg der Unionsstaaten unter Präsident *Abraham Lincoln* über die konföderierten Südstaaten brach die Sklavengesetze; am 1. Januar 1863 erklärte Präsident Lincoln in seiner «Emanzipationsproklamation» die Sklaven in allen Staaten der Union «für immer frei». Lincolns Pläne für eine friedliche Versöhnung mit dem Süden wurden durchkreuzt durch seine Ermordung am 14. April 1865.

Drei Millionen Sklaven wurden frei, zum Großteil waren sie ungebildet und unvorbereitet für den Eintritt in das gesellschaftliche Leben. Kaum irgendwo gab es klare Vorstellungen darüber, wie man ihnen helfen könnte, sich an den neuen Stand der Freiheit zu gewöhnen. Die Weißen des Südens waren erbittert über die Politiker des Nordens und lehnten die Integration weiterhin ab.

Als in den Südstaaten wieder landeseigene Politiker an die Macht kamen (gegen Ende des 19. Jahrhunderts), führten sie alle möglichen Arten von «Trennungsgesetzen» ein: im Transportwesen, in den Schulen, an den Vergnügungstätten usw. Die Segregation der Rassen wurde gesetzlich fundiert.

## Die gegenwärtige religiöse Lage

Die Negerbevölkerung der USA wird heute auf 18 Millionen geschätzt. Von diesen leben etwa zehn Millionen im Süden. Protestanten gibt es unter den Farbigen an die neun Millionen, davon zwei Drittel in den Südstaaten.

Gegenwärtig zählt man 615 964 Katholiken unter den Negern der USA.<sup>1</sup> Diese Zahl bedeutet jener von 1950 gegenüber ein

<sup>1</sup> 1960, Bericht der Kommission für katholische Missionen unter den Farbigen und Indianern der USA.

Anwachsen um 55 %.<sup>2</sup> 1959 konvertierten 12 066 Farbige zur katholischen Kirche; in den letzten zehn Jahren waren es mehr als 100 000. Der Apostolatsarbeit unter den Negern der USA stehen 728 Priester und 1144 Schwestern zur Verfügung. In den katholischen Schulen<sup>3</sup> zählt man 91 978 Schüler und Schülerinnen.

## Die Rassenfrage unter den Katholiken der Südstaaten

Obwohl sich das Verhältnis zwischen den weißen und den farbigen Katholiken in den letzten Jahren wesentlich verbessert hat,<sup>4</sup> herrschen auf der Seite der Weißen immer noch viele Vorurteile gegenüber ihren farbigen Mitbrüdern und Mitschwestern in dem einen mystischen Leib Christi.

Vor 1930 gaben sich die Bischöfe der Südstaaten keine besondere Mühe, farbige Menschen für die Kirche zu gewinnen. Sie waren voll auf damit beschäftigt, ihre Diözesen über Wasser zu halten; sie gingen auf in den Sorgen für die kleinen katholischen Inseln mitten in einem Meer von protestantischen Sekten<sup>5</sup> und hatten wenig Kraft und Mittel, sich in größerem Ausmaß der Evangelisierung der Neger zu widmen. Sie hielten es für unklug oder sogar gefährlich, durch die Aufnahme von Negerkonvertiten die Integrationsfrage zu berühren.

Zweifellos stellen 615 000 farbige Katholiken in einer Bevölkerung von 18 Millionen keine imposante Zahl dar. In einigen Teilen des Südens ist die Kirche bei Weißen und Negern gleichermaßen unbekannt und die Seelsorgsarbeit trägt dort fast Missionscharakter.<sup>6</sup> Nur 6000 von einer Million Neger des Staates Mississippi sind katholisch! Es ist unvermeidlich, daß die katholische Kirche der farbigen Bevölkerung als «eine Einrichtung des weißen Mannes» erscheint. Bischof *R. Gerow*<sup>7</sup> schreibt darüber: «Die Arbeit in meiner Diözese ist Missionsarbeit im eigentlichen Sinn. Der Neger ist zutiefst rassenbewußt ... In Mississippi, wo die Katholiken eine kleine Minderheit bilden, haben wir bei vielen das unbestimmte Gefühl noch nicht völlig überwunden, die katholische Kirche sei die Kirche des weißen Mannes.»

Wie ist die unchristliche Haltung so vieler weißer Katholiken den Farbigen gegenüber zu erklären? Die Katholiken des Südens nehmen an den sozialen Auffassungen und Rassenurteilen ihrer nichtkatholischen Mitbürger teil. 1956 veröffentlichte der «Catholic Digest» eine Statistik, nach der 76 % der Katholiken der Südstaaten die Rassentrennung wünschten; diese Zahl liegt nur um 3 % tiefer als jene der Protestanten.

Die Ermittlung zeigte auch, daß viele Katholiken des Südens durch die integrationistischen Forderungen ihrer Bischöfe und Priester verwirrt waren, da die Kirche ja andererseits die Rassentrennung zu dulden schien durch die Beibehaltung von separaten Schulen und Kirchen für Neger in vielen Teilen des Südens. Tatsächlich waren diese Einrichtungen aber vielfach ins Leben gerufen worden, um der farbigen Bevölkerung eine bessere geistliche Betreuung zu sichern, wenigstens in jenen Gebieten, wo die Farbigen in den Schulen und Kirchen der weißen Katholiken nicht willkommen gewesen wären.

Der vielleicht entscheidende Grund für die Fehlhaltung vieler weißer Katholiken ist das Beispiel, das die Priester und Ordensleute ihnen geben. Nicht wenige Priester aus dem Welt- und Ordensklerus, nicht wenige Schwestern und Brüder haben sich vom Strom der öffentlichen Meinung mitreißen lassen,

<sup>2</sup> 1950 zählte man 398 111 katholische Neger.

<sup>3</sup> 348 katholische Schulen sind für Negerkinder errichtet worden.

<sup>4</sup> Zahlreiche Diözesen des Südens haben ihre Schulen bereits integriert: Raleigh (North Carolina), San Antonio (Texas), Miami (Florida), Nashville (Tennessee) u. a.

<sup>5</sup> Heute sind nur 4 % der 36 Millionen Bewohner der Südstaaten katholisch. Ein Großteil von ihnen wohnt in dem Gebiet um New Orleans.

<sup>6</sup> Der Staat Mississippi zum Beispiel hat über eine Million Weiße, aber nur 60 000 davon sind Katholiken.

<sup>7</sup> Der Bischof der Diözese Natchez-Jackson in Mississippi.

ohne die Pflicht der christlichen Liebe zu beachten. Generationen hindurch hatten die Katholiken kein anderes Beispiel vor sich.

### Versuche einer Lösung des Problems

Im November 1958 bezogen die Bischöfe der Vereinigten Staaten in einer öffentlichen Erklärung einstimmig Stellung gegen die Rassentrennung. Sie stellten fest: «Die Rassendiskrimination basiert auf der zufälligen Tatsache der Verschiedenheit von Rasse und Hautfarbe, und eine solche Verletzung der menschlichen Rechte ohne Rücksicht auf die persönlichen Werte und Eigenschaften kann nicht in Übereinstimmung gebracht werden mit der Wahrheit, daß Gott alle Menschen mit den gleichen Rechten und der gleichen Würde geschaffen hat.» Die Bischöfe verlangten, daß vernünftige Wege gesucht würden, Amerikas großes Rassenproblem zu lösen.

Unsere katholischen Priester und Ordensleute müssen auf den Ruf der Bischöfe achten und in der Verwirklichung wahrer christlicher Liebe ein Beispiel geben, das den Katholiken den Weg weist: in der Kirche, in der Schule, überall. Katholische Organisationen, die für das Recht der Farbigen kämpfen, wissen sich nunmehr gestützt durch die höchsten kirchlichen Autoritäten in den USA.<sup>8</sup>

Da die besten Missionare für jedes Volk immer die Glieder desselben Volkes sein werden, müssen noch mehr Neger-

<sup>8</sup> Zum Beispiel die Catholic Interracial Councils, gegründet von P. John LaFarge SJ.

priester und farbige Ordensleute<sup>9</sup> für die apostolische Arbeit unter ihrem Volk ausgebildet werden. Die Missionare vom Göttlichen Wort haben sich einen Namen gemacht durch ihre Ausbildung von Negerpriestern in dem eigens dafür gegründeten Priesterseminar St. Augustin in Bay St. Louis (Mississippi). Die ersten vier Negerpriester aus diesem Seminar wurden 1934 geweiht.<sup>10</sup> 1960 gab es in den USA schon 106 farbige Priester; 12 von ihnen wurden im letzten Jahr geweiht. Von diesen 106 Priestern sind 33 Mitglieder der Gesellschaft des Göttlichen Wortes.

Auch viele andere Orden leisten heroische Arbeit unter den Farbigen der Vereinigten Staaten, besonders die Josephiten, die Heilig-Geist-Väter und die Schwestern vom Heiligsten Sakrament, welche die einzige katholische Universität für Neger in den USA leiten (die Xavier-Universität in New Orleans, Louisiana).

Katholiken, die durch das Beispiel ihrer Priester und Ordensleute geführt werden – ein starkes Missionsapostolat unter den Negern der USA, geleitet durch farbige Priester, Brüder und Schwestern –, diese Kräfte werden Stufe für Stufe das Rassenproblem innerhalb der Kirche einer Lösung entgegenbringen. Dann werden die Worte Papst Pius' XII. auch für die farbigen Katholiken der USA wahr: «Alle, die Mitglieder der Kirche werden, welcher Herkunft und Sprache sie auch sein mögen, sollen wissen, daß sie die gleichen Rechte genießen als Kinder im Hause des Herrn, in dem das Gesetz und der Friede Christi herrschen.»<sup>11</sup>

*P. Robert Pung SVD, Rom*

<sup>9</sup> Brüder und Schwestern.

<sup>10</sup> Damals gab es in den USA nur drei andere Negerpriester!

<sup>11</sup> Summi Pontificatus, 20. 10. 1939.

## Die junge Generation in Frankreich und in Deutschland

### Frankreich: Das arbeitende Gewissen

Die Politik interessiert uns hier nicht. Aber die Gewissenskonflikte, die aus ihr entstehen und die nicht mehr politisch sind. Das persönliche Gewissen, das sich fragt: «Wem muß ich mehr gehorchen – Gott oder dem ‚Befehl ist Befehl‘ der Autorität, der ich unmittelbar unterstehe?» Diese Gewissensfrage erhebt sich angesichts eines Verbrechens oder im Laufe kriegertischer Handlungen, die, menschlich gesehen, zu einem Verbrechen führen, nicht mit einem Sprung. Wohl empfindet der Mensch – namentlich der junge Mensch –, daß das, was sich vor seinen Augen, ja durch seine Mitwirkung abspielt, so völlig den Moralgesetzen, den Menschenrechten, den Idealen und religiösen Bekenntnissen, unter denen er aufgewachsen ist, entgegensteht, daß es ihn fassungslos macht. Er versucht irgendwie zur Klarheit zu kommen über das, was in ihm und vor ihm vorgeht, kurz eine Antwort zu finden. Man gibt sie ihm: «Siehst du, die Kerle da, die vor dir liegen, haben eben eine ganze Familie mit Weib und Kind erwürgt – das ist die Vergeltung.» Oder: «Wenn wir den nicht gefoltet hätten, bis er uns das Versteck verriet, in dem seine Leute lagen, dann wären wir unfehlbar in die von ihnen gestellte Falle geraten und würden jetzt nicht mehr am Leben sein.» Oder: «Wir mußten alle Einwohner dieser Dörfer evakuieren und die Dörfer dem Erdboden gleichmachen, um dem Feind seine letzten Schlupfwinkel zu nehmen und seine erzwungenen Helfershelfer.»

Für alles ist eine mehr oder weniger plausible Antwort bereit. Aber das Gewissen gibt keine Ruhe – im Gegenteil. Und man antwortet: «Aber die Regierung hat doch das alles verboten; wir dürfen doch gar nicht so handeln, das widerspricht doch

auch unseren Menschenrechten und jedwelcher Humanität.» – «Ach die Regierung! Sie sitzt in einem anderen Erdteil, was wissen denn diese Herren um den grünen Tisch, wie man hier, unter dieser Hitze, in diesen weiten, einsamen Ebenen oder wilden Bergen voller Schlupfwinkel, handeln muß? Was will im Vergleich zu den Gefahren, denen wir täglich, stündlich gegenüberstehen, ein Paragraph, ein an sich noch so vernünftiges Gesetz sagen? Das Gesetz, mein Lieber, dem wir unterstehen, wird hier gemacht und ergibt sich aus der Notwendigkeit des Augenblicks. Ihm haben wir zu folgen – alles andere ist bla, bla, bla.» Aber das Gewissen ist kein Schuhputzer, der die schmutzigsten Schuhe wieder auf Hochglanz poliert; dagegen ist es der unbestechliche Tag- und Nachtwächter vor dem Heiligtum der Seele, der keine noch so geschickt verkleidete Lüge zu ihr läßt, ohne sie vorher zu warnen: «Draußen steht ein Betrüger; willst du dich betrügen lassen?» Angesichts einer besonders grauenhaften Tat schreit nicht nur das Gewissen, sondern auch der junge Mensch auf: «Nein! Das im Namen meines Vaterlandes, auf das ich immer so stolz war – Schluß, ich zeige es unserem hohen Magistraten an!» – Anzeigen? Seine Kameraden anzeigen? Geht das nicht gegen jede Soldatenehre? Denunziert man Kameraden, von denen man weiß, daß sie zwar rauhe Gesellen sein können, aber zuhause, bei den Ihren, bei der Arbeit die treuesten, bravsten Menschen sind? Und der junge Mensch versucht sein Gewissen zum Schweigen zu bringen. Während Jahren habe ich manchen dieser jungen Menschen, die nach Hause, sei es in die Ferien, sei es als vom Dienst Befreite, kamen, gesprochen.

Drei Arten konnte ich unterscheiden: die einen sprachen ganz unbefangen über das, was sie gesehen, gehört und erlebt hatten. Man hatte das Gefühl, daß sie dadurch irgendwie erleichtert waren, obwohl sie nicht die geringsten moralischen Schlußfolgerungen zogen. Es sei denn, daß sie aus irgendeiner Geniertheit dies und jenes zu verteidigen suchten: «Sie wissen doch, daß ich kein Unhold bin, aber in der und der Situation, in der ich mich unversehens befand, da sieht man plötzlich rot,

da fängt es in einem zu kochen an usw.» Man kann aus solchen Aussprachen manches lernen, wird aber nicht übersehen dürfen, daß dabei oft ein gewisses Selbstlob, eine gewisse Eitelkeit durchschimmern: man will doch so gerne etwas Heldentum mit nach Hause bringen. Die ganz Offenen sind meistens die – Schwachen.

Dann gibt es solche, aus denen man nichts herausbringt, die jedes Gespräch über ihre Erlebnisse abbiegen, um deren Inneres sich ein Panzer legt, den selbst die Stimme ihres Gewissens nicht durchdringt. Man glaube ja nicht, daß es die Schlechtesten sind. Ich möchte beinahe sagen: im Gegenteil! Das sind junge Menschen, denen jeder Glaube, aber wirklich jeder, zerschlagen wurde, die nun zu Hause in der Rumpelkammer ihrer früheren Ideale sitzen, vor sich hinstieren, versuchen, diese oder jene Scherben zusammenzufügen, und dann einsehen müssen, daß bei dem einen die linke, bei dem andern die rechte Seite völlig fehlt, und daß von alledem, an was sie früher mit jugendlicher Begeisterung glaubten, nichts übrig geblieben ist als dieser Haufen. Sie werden damit nicht fertig und trotzdem fühlt man ganz deutlich, daß sie in ihrem Innern herumwühlen, wie wenn da noch irgendetwas ihnen Wertvolles unter den Scherben liegen müßte, denn sie können diese Leere nicht ertragen, diese totale Einsamkeit zwischen den Scherben. Wer wird ihnen aus dieser Einsamkeit helfen? Ein weibliches Wesen? Kinder? Der Alkohol? Die den Körper und damit das Nachdenken zermürbende Arbeit? Eine revolutionäre Tat oder nur ein Schrei? Vielleicht auch ein verstehender, wirklicher Seelsorger? Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß sie der Hilfe am meisten bedürfen und daß sie die eigentlichen Kriegsoffer sind. Wem es gelingt, durch den Panzer in ihr Innerstes zu dringen, der wird gewiß vor einer schwer kranken Seele stehen, aber zugleich bemerken, wie sie mit einer übermenschlichen Anstrengung zum Leben zurückzufinden versucht. Man behandle sie mit der größten Hochachtung, mit der letzten Zartheit und durch ein leises Tasten der Liebe, vergesse aber dabei nie, daß sie am meisten unter der verlorenen Achtung vor sich selbst leiden, und dies wahrlich nicht nur durch ihre eigene Schuld.

Wieviel glücklicher ist demgegenüber die dritte Gruppe: die der Gläubigen aller Konfessionen, das heisst all derjenigen, die an den einen, ihnen gemeinsamen Gott glauben. Sie können vor Ihm ihrem schwer bedrückten Herzen Luft machen; sie können den von Ihm geweihten Stellvertretern ihre eigenen Sünden beichten und für sich und ihre Kameraden um Erbarmen und Vergebung bitten; sie finden durch Seine Hilfe und durch ihre aufrichtige Reue wieder zurück in das Leben und damit zum Dienen. Und ihre geistlichen Seelsorger können, auf Grund ihrer Beichte, gemeinsam vor die Staatsautorität und die Öffentlichkeit treten und diese vor den unweigerlichen Folgen jeden Zwiespaltes der Gewissen warnen. Wahrlich, wo das Gewissen noch in der Tiefe des Menschen arbeitet, ist nichts verloren und der Strom der Liebe wird dann den Boden für die neue Saat vorbereiten.

### Deutschland: Das arbeitslose Gewissen

In einem Nachbarland wuchs eine Jugend aus den Trümmern eines der grausamsten Kriege. Sie erlebte diesen zum großen

## Analyse des Wahlerfolges Kennedys

(Der folgende, in mancherlei Hinsicht hochinteressante Beitrag geht uns von einem ersten Fachmann politischen Urteilvermögens, Father Lucey, zu. Father Lucey lehrt Geschichte am Holy Cross College von Worcester, Massachusetts.)

Am 8. November haben die amerikanischen Wähler einer uralten politischen Tradition den Todesstoß versetzt, wonach

Teil nur durch das von ihm hinterlassene furchtbare Elend und das Leid, das er in jede Familie getragen hatte, aber dies allein schon genügte, um, je älter sie wurde, sie mit Fragen anzufüllen. Aber wie konnte man darauf antworten in einer Zeit, wo im Volk die wenigsten wußten, wie das alles gekommen war, da die früheren Feinde im Land zu bestimmen hatten, wo der Hunger und die Notwendigkeit ein Dach über dem Kopf zu haben alle Kräfte in Anspruch nahmen, kurz, wo die primitivsten Existenzsorgen alle anderen in den Schatten drängten? Und dann: Es ist nicht leicht und verlangt Charakterstärke, um auf Fragen zu antworten, die in irgendeiner Weise auch ein Bekenntnis eigener Schuld miteinschließen mußten, und wäre es nur die, daß man allzu geduldig, allzu «Nicht-wissen-wollend» Führern folgte, die unter Anrufung der heiligsten Ideale immer deutlicher, immer zynischer diese verrieten.

So schwieg man oder redete darum herum oder machte den «andern» dafür verantwortlich, der nicht selten auch ein anderes Volk repräsentierte, dessen Neid und Mißgunst zu diesem Krieg und seinen Folgen geführt habe. Und die Schulen, in denen doch schließlich Geschichtsunterricht gegeben werden muß, damit die Jugend, die einmal die Verantwortung zu tragen hat, auf sicherem geschichtlichem und politischem Boden steht? Dort gab man zum Beispiel den Schülern ein Geschichtsbuch (vier Auflagen zu 15–20 000 Exemplaren, die jetzt erst «gereinigt» wurden: «Vielleicht haben wir manches doch zu leicht genommen», meinte ein «Geschichts-Entgifter»), von dem einer seiner Verfasser sagte: «Über die unheilvollen Jahre von 1933 bis 1945 sollten wir nicht mehr als das unbedingt Notwendige bringen.» Für dieses «unbedingt Notwendige» wurden in den genannten vier Auflagen sieben Seiten den Siegen und «Erfolgen» gewidmet; weitere sieben den Leiden des eigenen Volkes; zwei Skizzen und 10 von 19 Photos zeigten die «Erfolge». In einem anderen Geschichtsbuch werden des Führers Eingriffe in die geistige Freiheit mit 15 Zeilen abgetan und die grausigen Schicksale der Juden mit acht beiläufig erwähnten Sätzen. Die Geschichte wurde oft allzusehr «verniedlicht», so daß die Fragen der Jugend, wenn überhaupt, so doch mehr als ungenügend beantwortet wurden. Ganz abgesehen davon, daß diese Jugend immer mehr in einen überraschenden Wohlstand hineinwuchs, der von jeher wenig geeignet war, dem tiefen Ernst, der hinter solchen Fragen steht, die notwendige Bedeutung beizumessen. Gewiß: manches wurde und wird besser; immer tapferer treten Lehrer auf, wie ein Mittelschuldirektor, der sagte: «Lieber unterrichte ich ohne Schulbuch, als mit solchen Werken.» Ernste Geschichtspraktiker suchen nach einem neuen Geschichtsbild: kurz, es kann noch manches nachgeholt werden, um der Wahrheit die Ehre und den bisher arbeitslosen Gewissen jene Kraft und Vertiefung zu geben, ohne die sie später nicht die Verantwortung für Staat und Volk zu übernehmen vermöchten, soll nicht neues Unheil über beide kommen.

Ist doch heute jede Verständigung unter den Völkern auf das Schwerste gefährdet, wenn in der Jugend des einen Volkes die Gewissen arbeiten und in der eines Nachbarlandes das Gewissen schläft und es nichts von der Ursache all des Elends unserer heutigen Welt wissen will. Wie kann man sich dann über die Wirkung beklagen? *H. Schwann*

(trotz dem Verbot der Verfassung, bei der Besetzung eines öffentlichen Amtes das religiöse Bekenntnis den Ausschlag geben zu lassen) kein Katholik jemals zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt werden konnte. Das langerwartete Begräbnis dieser Tradition wird am 20. Januar 1961 stattfinden, wenn Senator John Fitzgerald Kennedy aus Massachusetts, ein Nachkomme irischer, katholischer Einwanderer, den Amtseid des Präsidenten ablegt. Allein schon dieses Ereignis versetzt die Wahl von 1960 in den Rang jener kleinen Zahl

hochbedeutsamer Präsidentschaftswahlen der amerikanischen Geschichte, wie derjenigen Jacksons von 1828, Lincolns von 1860 und Franklin D. Roosevelts von 1932.

Die Wirkung dieser Wahl wird im Inland tief und nachhaltig sein, im Ausland über die nationalen Schranken hinweg eindrücklich und unmittelbar. Paradoxerweise wird die Wahl Kennedys, welcher seinen Wahlkampf stark im Zeichen des auf der ganzen Welt sinkenden Ansehens der Vereinigten Staaten geführt hat, unabsehbar viel zur Stärkung dieses Ansehens beitragen. Das Beispiel dieser Wahl wird den jungen Demokratien der Welt und den Völkern hinter dem Eisernen Vorhang gewiß einen gewaltigen Eindruck machen, wenn sie sich dessen bewußt werden, wie da nach einem langen und hitzigen Feldzug 70 Millionen Wähler in Ruhe und Ordnung ihre Stimme abgaben, wie sie ungeduldig auf das lange Zeit ungewisse Ergebnis warteten, dann erfuhren, wie knapp die Niederlage war, sich Rechenschaft gaben, daß das Unwahrscheinliche geschehen und ein Katholik gewählt worden sei, und wie sich dann die Reihen hinter dem Sieger schlossen, nachdem Vizepräsident Nixon gefaßt seine Niederlage zugegeben hatte und aus dem Weißen Haus (eingestandenermaßen mit Bedauern über das Ergebnis) Pläne zugesagt wurden für eine reibungslose Machtübergabe an die neue Verwaltung. Die Wahl ehrt Amerikas politische Reife.

Auch wird sie die politischen Beobachter den ganzen Winter über beschäftigen. Man zögert, sie schon so kurz nach Schließung der Wahlbüros zu kommentieren. Aber einige in die Augen springende Züge sind leicht festzustellen, und einige davon sind bereits an den Parteikonventen sichtbar geworden, die die Kandidaten nominierten.

#### Wachsende Bedeutung des Vizepräsidenten

Von nun an darf man von den beiden großen Parteien erwarten, daß sie für die Vizepräsidentschaft hochqualifizierte Kandidaten aufstellen, Persönlichkeiten, die auf Grund ihrer Verdienste selber ernsthaft als Präsidentschaftskandidaten in Frage kämen (oder unter andern Umständen gekommen wären). Verfassungsrechtler befürworten schon seit langem eine Neufassung dieses Amtes, welches durch verfassungsmäßige Vorkehrungen und die politische Praxis zu einem unbedeutenden Verwaltungsposten herabgesunken ist. Präsident Eisenhower hat zwar einige Schritte in dieser Richtung getan, aber es ist unklar, in welchem Maße seine geschwächte Gesundheit das stärkere Hervortreten des Vizepräsidenten verursacht hat. Die Verantwortung für eine dauerhafte und wirksame Neugestaltung dieses Amtes fällt den zwei Parteien, ihren Konventsführern und ihren Präsidentschaftskandidaten zu. Die endgültige Wahl liegt selbstverständlich beim Präsidentschaftskandidaten; doch ist er in seiner Wahl stark eingeschränkt, wenn nicht alle bei der Nomination unterlegenen Präsidentschaftskandidaten bereit sind, die zweite Stelle anzunehmen. Wahrscheinlich werden die Historiker einmal in Senator *Lyndon Johnsons* Bereitschaft, als Kennedys Schrittmacher zu wirken, den Einfluß erkennen, der dieses Amt aus seiner Bedeutungslosigkeit herausgehoben hat. Zwar wurde der Entschluß seinerzeit als politischer Zynismus dargestellt, aber allzu viele Kommentatoren haben für diesen Ausdruck eine ungesunde Vorliebe. Von Kennedys Seite war es ein kühnes und kluges Ansinnen, dessen Klugheit offenbar wurde, als der Süden in unerwarteten Gegenden Stimmenmehrheiten einbrachte. Von Johnsons Seite war es eine mutige Annahme. Die zurzeit des Konvents geäußerte Überraschung rührte hauptsächlich aus dem Befremden darüber, daß ein Anwärter auf die Nomination zum Präsidentschaftskandidaten sich mit dem zweiten Platz begnügt hatte. Auch Vizepräsident Nixon suchte sich einen Mann mit Präsidentenqualitäten aus. Wenn diesen Vorbildern nachgelebt wird, wenn sich die Präsidentschaftskandidaten für den zweiten am Seil hochqualifizierte Männer auslesen, dann wird sich das Amt des Vizepräsidenten

zu einem angesehenen und begehrenswerten Posten entwickeln.

#### Kennedys Wahltaktik

Kennedys Pläne für den Wahlfeldzug waren von Anfang an klar: Im einstmaligen zuverlässigen Süden verlorenen Boden zurückzuerobern und sich auf die wichtigen Industriestaaten im Osten und Mittleren Westen zu beschränken, wo die Stimmen der Katholiken, der Juden, der Neger und der Arbeiter konzentriert sind. Diese Kombination hatte schon Franklin D. Roosevelt ins Weiße Haus gebracht und dort bestätigt. Eisenhower hatte die Kombination zerstört; Kennedy mußte sie wieder herstellen. Johnsons Aufgabe war es, das im Süden verlorene Terrain zurückzugewinnen. Dilettanten schien es eine Herkulesarbeit, aber einige Fachleute versicherten uns das Gegenteil. Dieses Jahr sei den Demokraten günstig, und sie hätten in der Person Kennedys einen richtigen Stimmenfänger; ein Erdbeben sei seinen Gunsten, so hieß es, sei höchst wahrscheinlich. Als man am Fernsehapparat die ersten deutlichen Anzeichen einer solchen Bewegung verfolgte und es erlebte, wie sie sich verwirklichte, da konnte man die politische Klugheit dieser Fachleute nur bewundern.

Connecticut sei der Leithammel, so sagte man uns: Falls dieser Staat Kennedy zu einer tüchtigen Mehrheit ver helfe, ströme die Flut entschieden zu dessen Gunsten. Genau das hat Connecticut geleistet (90 000), und dann reihten sich die Oststaaten von Massachusetts bis Maryland in die demokratische Kolonne ein. Als sich auch South- und Northcarolina darin festsetzten, erwartete man über kurze Zeit den Telegrammwechsel der beiden Kandidaten. Aber die Flut hatte große Schwierigkeiten beim Überqueren des Mississippi; die Zuschauern am Fernsehen kam es vor, als sei ein Alarmruf ergangen, die Deiche zu bemannen, sich der Flut entgegenzustemmen und sie zur Umkehr zu zwingen. Und das gelang: in 24 Staaten schwemmte sie Nixon in die Siegerkolonne und das Präsidentschaftsrennen endete mit dem knappsten Sieg des Jahrhunderts. Die Demokraten erhielten nur 50,2 % der fast 70 Millionen abgegebenen Stimmen, die Republikaner 49,8 %.

Kennedys Sieg läßt sich nicht einer einzigen Ursache zuschreiben, aber zu den entscheidenden muß Johnsons Erfolg im Süden gerechnet werden, selbstverständlich unterstützt von andern südlichen Parteiführern, wie Gouverneur Luther H. Hodges aus North-Carolina. Johnsons Beitrag zum demokratischen Sieg wird deutlich, wenn man diese Wahl mit den südlichen Stimmen von 1956 vergleicht: Eisenhower gewann für sich fünf Staaten (Florida, Virginia, Tennessee, Louisiana und Texas), Nixon nur drei; Louisiana und Texas (34 Elektorenstimmen) liefen zu Kennedy über. Natürlich wird man die Südstaaten besonders auf den Einfluß des religiösen Faktors hin studieren. Ein jähes Nachlassen ist hier festzustellen. 1928 verlor Smith fünf Südstaaten: Florida, Virginia, Tennessee (die drei von Nixon gewonnenen), Texas und North-Carolina. Florida und Virginia haben im vergangenen Jahrzehnt bei Präsidentschaftswahlen Republikaner bevorzugt, doch hat sich Eisenhowers Mehrheit in diesen beiden Staaten stark verringert: in Florida von 163 000 auf 28 000, in Virginia von 118 000 auf 40 000. Dagegen hat Nixon in Tennessee, wo Beobachter eine Begünstigung der Republikaner durch den religiösen Gesichtspunkt feststellen konnten, Eisenhowers Mehrheit von 5700 auf 73 000 erhöht.

Und was ist zu den überraschend herzlichen Begrüßungen zu sagen, die der Süden Nixon bereitet? Sie waren aufrichtig, aber die Republikaner haben sie überschätzt. Die Südstaaten sind konservativ, und einzig in Präsidentschaftswahlen können sie ihrer Neigung freien Ausdruck geben. Außerdem sind die Leute im Süden sehr erfreut, daß sich die Präsidentschaftskandidaten endlich um sie reißen; sie haben ihrer Freude darüber Ausdruck gegeben, indem sie zum Empfang des Besuchers ihre Häuser verließen. Der Kern der Scharen, die Nixon willkommen hießen und so entzückten, bestand aus Leuten, die sich aus dem einen oder andern Grund entschlossen hatten, ihre Stimme ihm zu geben. Man sehe sich Nixons Wahlziffern in diesen Staaten an: über 218 000 in Alabama, über 237 000 in Georgia, 643 000 in North-Carolina, 186 000 in South-Carolina. Die riesigen Volksscharen um Nixon sind leicht zu erklären, aber auch Kennedy wurde von großen Volksmengen herzlich empfangen und gewann mit Johnsons Kampfhilfe mehr Stimmen.

#### Nixons Chancen und Hindernisse

Nixons Aufgabe stand von Anfang an hinreichend fest: er mußte Eisenhowers ansehnlichen Geländegewinn in demokratischen Gebieten halten. Vieles sprach zu seinen Gunsten und zu Anfang des Wahlkampfes war es deutlich sichtbar: er war der Schützling des republikanischen Parteiführers mit einer achtjährigen Ausbildungszeit, der ganzen Nation bekannt als harter Kämpfer; zudem stützte ihn das ungeschriebene Gesetz über Katholiken und die Präsidentschaft, wenn er auch Hilfe aus dieser Quelle verschmähte. Doch hatte Nixon mehr Probleme zu lösen als viele ahnten, und

diese Tatsache erklärt den mehrfachen Richtungswechsel seiner Feldzugstaktik. Jeder republikanische Präsidentschaftskandidat hat vor allem mit der Schwierigkeit zu rechnen, daß er mit republikanischer Hilfe allein nicht gewinnen kann; er muß viele Demokraten und die meisten Unabhängigen von sich überzeugen. Aus diesem Grunde möchten die Republikaner aus der Präsidentschaftswahl einen unparteilichen Kampf machen, einen Kampf nicht der Parteien, sondern der Kandidaten. Eisenhower brachte das fertig, Nixon nicht, denn er war viel zu lange in der Politik tätig gewesen und galt als überzeugter Republikaner. Dennoch hoffte er, ein Teil von Eisenhowers Beliebtheit lasse sich auf ihn übertragen; zuweilen forderte er die Wähler auf, Parteitreue hintan zu stellen und ihre Stimme dem Mann zu schenken. Druck vom rechten Flügel der Republikaner zwang ihn, diesen unparteilichen Tenor zu dämpfen, ja, die Wähler auf das Parteiprogramm zu verpflichten. Auch Nixon war es klar, daß nur ein liberaler Republikaner die Unabhängigen in den ausschlaggebenden Staaten für sich gewinnen konnte. Seine Verständigung mit Gouverneur Rockefeller von New York, noch ehe der Konvent zusammentrat, war ein stillschweigendes Eingeständnis, daß er kein Liberaler sei; ja, es war ein offenes Werben um liberale Unterstützung.

Scheinbar hatte er den schädlichen Auswirkungen all dieser Schwierigkeiten zum guten Teil entgegengewirkt, denn in den ersten Wochen des Wahlkampfes hatte er vor Kennedy einen gehörigen Vorsprung. Doch drei Wochen vor dem Urnengang lag er im Hintertreffen. Eisenhower wurde zu Hilfe gerufen, und der Präsident trat vor begeisterten Scharen in New York, Pennsylvania und Ohio auf. Er gewann verlorenen Boden zurück, aber die letzten Berichte der meisten angesehenen Meinungsforschungsinstitute tippten auf Kennedy – mit einer gewissen Zurückhaltung. Die Zurückhaltung hatte ihren Grund darin, daß ein ungewöhnlich großer Ausschnitt der Bevölkerung es ablehnte, seine Vorliebe bekanntzugeben.

### Welche Gründe gaben den Ausschlag?

Wie soll man Nixons Absacken in der Mitte des Feldzuges und seine Niederlage in den Wahllokalen erklären? Welche Gründe trugen dazu bei und welche am wichtigsten? Es gab deren viele, und es ist nicht leicht, einen jeden richtig einzuschätzen. Man scheint sich allgemein darin einig zu sein, daß die Fernsehdebatten und der religiöse Gesichtspunkt zuoberst in der Liste einzutragen sind. Aber andere dürfen nicht mißachtet werden: die starke Anziehungskraft, die von Kennedys Persönlichkeit ausgeht und die ein echtes Führertalent verheißt; die wohlorganisierte Propaganda für demokratische Stimmabgabe in den ausschlaggebenden Staaten; Johnsons Erfolg, der die Südstaaten bei der Stange hielt; die starke Unterstützung Kennedys durch Minoritäten, besonders durch Juden und Neger; der Kursrückgang von 1960, der zu einer Wirtschaftskrise zu werden drohte und der die republikanischen Zusicherungen von Friede und Wohlstand überschattete; das liberale Parteiprogramm der Demokraten, welches Städter und Arbeiter anzog; die Abneigung gegen Nixon, ein Erbe seiner politischen Vergangenheit, die sich nicht ausrotten ließ; Lodges Unvermögen, einen wichtigen Staat im Osten, wo er am meisten Rückhalt hatte, mitzureißen; die redaktionelle Unterstützung der *New York Times*. Man wird bemerken, daß diese zweitrangigen Faktoren mit den beiden erstangigen eng verknüpft sind und daß ihnen diese zur Wirksamkeit verholfen haben.

### Die Bedeutung einer Zeitung

Es ist heutzutage ungewöhnlich, die Zeitung unter den wichtigsten Faktoren in einer Präsidentschaftswahl anzuführen. Es gilt als selbstverständlich, daß amerikanische Zeitungen mit überwältigender Mehrheit den republikanischen Kandidaten unterstützen, und das haben sie auch in dieser Wahl (zu über 70 %) getan, obwohl Kennedy etwas mehr auf seiner Seite hatte, als es für den demokratischen Kandidaten üblich ist. Aber die Unterstützung durch die Redaktion der «*New York Times*» spielt eine Rolle und Kennedy hatte sie für sich. Die Republikaner zahlten große Summen für Inserate, um diesem Einfluß entgegenzuwirken. Noch wichtiger als die redaktionelle Unterstützung der *New York Times* war es, daß diese Zeitung der anti-katholischen Kampagne gegen Kennedy ausführliche und eingehende Publizität verlieh.

### Das Fernsehen ausschlaggebend

An die Stelle des Leitartikels ist als ausschlaggebender Faktor in Präsidentschaftswahlen das Fernsehen getreten, und die vom Fernsehen übertragenen Debatten unterstrichen auf dramatische Weise die Bedeutung dieses neuen Informationsmittels. Robert Kennedy, Bruder des gewählten Präsidenten und Organisator von dessen Wahlkampf, nannte diese Debatten als Hauptursache für Nixons Abstieg und Niederlage. Ich würde die erste Debatte als den Wendepunkt des Feldzuges bezeichnen, denn in einer einzigen Stunde büßte Nixon den Vorteil ein, als ein erfahrener und reifer Parteiführer zu gelten, und es ist ihm nicht gelungen, wieder Boden zu fassen; in derselben Stunde vertrieb die volle Wirkung von Kennedys starker Persönlichkeit und seinem Scharfsinn aus den Geistern der demokratischen und unabhängigen Beobachter die beklemmende Angst (welche ihnen in den Wochen vor dem Konvent Kennedys demokratische Gegner eingepflichtet hatten), er sei zu jung, zu unreif, zu unerfahren für die Anforderungen und die Verantwortung einer Präsidentschaft in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts. Nach dieser Debatte standen die politischen Führer der Südstaaten auf und stürzten sich in den Wahlkampf; überdies schlug die Strömung auch anderweitig zu Kennedys Gunsten um. Nixon hat keinen Fehler begangen, als er sich auf diese Debatten einließ. Es blieb ihm gar nichts anderes übrig, sobald die Sender den Kandidaten Zeit zur Verfügung stellten. Man kann wohl mit Sicherheit voraussagen, daß sich inskünftig alle Präsidentschaftskandidaten im Fernsehen gegenüber treten werden; sogar ein Präsident, der sich zur Wiederwahl vorschlagen läßt, kann die Gegenüberstellung nicht vermeiden – es sei denn, er verzichte überhaupt auf einen Wahlkampf. Sollte er auch nur einen einzigen Tag darauf verwenden, so wird er keine Entschuldigung geltend machen können, nicht wenigstens eine Stunde mit seinem Gegner auf dem Bildschirm zu erscheinen. Die Wähler haben ein Recht darauf, die Kandidaten nebeneinander zu sehen und zu hören.

### Die religiöse Entscheidungsfrage

Wichtiger aber als die vom Fernsehen übertragenen Debatten, wichtiger für die Nation und für beide Kandidaten, war die religiöse Entscheidungsfrage. Einmal mußte das Vaterland zu der Tatsache Stellung nehmen, daß entgegen der Verfassung ein ungeschriebenes Gesetz, eine Tradition an das Präsidentenamt eine Bedingung geknüpft hatte. Diese Tradition machte Katholiken zu Bürgern zweiten Ranges. Aber Katholiken waren nicht die einzigen, die von dem höchsten politischen Amt der Nation ausgeschlossen waren, denn die Tradition vermischte mit dem religiösen einen rassistischen Gesichtspunkt, so daß nur ein Protestant angelsächsischen Geblütes dafür in Frage kam. Also waren auch Amerikaner jüdischer Abstammung, Amerikaner osteuropäischer Herkunft zusammen mit den farbigen Amerikanern ausgeschlossen.

Daß sich diese Frage stellte, daran waren nicht die beiden Kandidaten schuld; sie stellte sich in dem Augenblick, als die Demokratische Partei einen Katholiken zu ihrem Präsidentschaftskandidaten ernannte. Die Frage wurde den Wählern mit vollem Ernst gestellt, denn die Demokraten schlugen einen geeigneten Mann vor, einen, der nach den Worten Arthur Krocks in der *New York Times* «höchst persönlich war, entschlossen, ehrenwert, belesen, gescheit und kraftvoll».

Die religiöse Fragestellung nützte beiden Kandidaten, aber Kennedy vermutlich mehr. Erstens genoß Kennedy eine Hilfe, die ein ebenso geeigneter katholischer Präsidentschaftskandidat in Zukunft nicht mehr erwarten kann: die Hilfe vieler Protestanten der gegnerischen Partei, die das ungeschriebene Gesetz als unamerikanisch empfanden und es aufgehoben und begraben wissen wollten. Die Publizität, die der ersten Welle anti-katholischer Häßliteratur gegeben wurde, wirkte sich zu

Kennedys Gunsten aus, wenn das auch wieder fast zunichte gemacht wurde durch das verwirrende Hirtenschreiben der Bischöfe Puerto-Ricos. Kennedy genoß zudem die Sympathie jener nicht-katholischen Amerikaner, die das ungeschriebene Gesetz ebenfalls ausschloß, wenn auch die meisten von ihnen ohnehin den demokratischen Kandidaten unterstützt hätten. Und selbstverständlich konnte Kennedy auf starke katholische Unterstützung zählen, welche in ausschlaggebenden Staaten konzentriert war. (Frage des Redaktors: Ist es ohne Bedeutung, daß Nixon 10 % mehr Stimmen erzielte als die Gesamtstimmenzahl aller republikanischen Kandidaten der Nation, während Kennedy um 7 % hinter den vereinigten demokratischen Listen aller Staaten zurückblieb?)

Die Katholiken befanden sich bei dieser Wahl in einem gewissen Dilemma. Die überwiegende Mehrheit von ihnen wünschte vom Makel eines zweitrangigen Bürgers befreit zu werden, und das ließ sich nur durch die Wahl eines katholischen Präsidenten erreichen. (Ich sage «die überwiegende Mehrheit», und nicht «alle», denn mir schien, daß manche aus verschiedenen Gründen die Zweitrangigkeit vorzogen.) Und doch wollten die Katholiken den Eindruck einer geschlossenen Front vermeiden. Das Vorhandensein einer solchen ist in letzter Zeit recht gründlich untersucht worden und man hat festgestellt, daß sie nicht besteht. Es ist weiterhin bekannt, daß die Mehrzahl der Katholiken bei den Demokraten eingeschrieben ist oder doch zu ihnen neigt; kein vernünftiger Mensch erwartete daher von ihnen eine Unterstützung Nixons, nur um den Vorwurf der geschlossenen Front zu vermeiden. Und das wirtschaftliche Motiv scheint unter Katholiken ebenso stark wie bei andern Gruppen die Parteizugehörigkeit zu bestimmen. In Zukunft werden die Katholiken bei Gelegenheit genau so für die Präsidentschaftskandidaten stimmen, wie sie es bisher schon für Gouverneure und Kongreßmitglieder getan haben. Zwei Kampfwahlen

geben eine deutliche Antwort auf den Vorwurf. In Massachusetts, wo Kennedy, wie erwartet, eine gewaltige Mehrheit errang, wurde der Republikaner Leverett Saltonstall für den Senat wiedergewählt und nicht mehr Thomas J. O'Connor aus Springfield, den Kennedy befürwortete. In Rhode Island wurde in der Primärwahl für die demokratische Senatsnomination Clairborne de B. Pell, einem Protestanten, vor zwei bekannten katholischen Politikern der Vorzug gegeben. Gäbe es in diesen beiden Staaten eine geschlossene katholische Front, so wären jetzt nicht Saltonstall und Pell gewählte Senatoren. Das knappe Rennen (die letzten Zahlen der Associated Press gaben Kennedy 33 984 000 Volks- und 300 Elektorenstimmen, gegenüber 33 766 000 Volks- und 223 Elektorenstimmen für Nixon) und die keinem Kandidaten verpflichteten Elektoren aus Mississippi und Alabama wecken vielleicht neues Interesse für den Änderungsvorschlag Henry Cabot Lodge, den er als Senator vorgelegt hat. Diese Änderung würde das Elektorenkollegium abschaffen, aber die Elektorenstimmen eines jeden Staates beibehalten, deren Zahl sich wie bisher nach der Zahl der Kongreßabgeordneten richten würde; jeder Kandidat erhielte einen Anteil an den Elektorenstimmen, gemäß seinem Prozentsatz an Volksstimmen. Der Vorschlag verdient Beachtung. Doch ist die Revision unseres Wahlsystems nur eine unter vielen Fragen, die diese Wahl zur Diskussion gestellt hat. Auf jeden Fall dürfen wir dankbar sein, daß die ernsteste auf eine Weise gestellt und gelöst wurde, die einer großen Republik wohl ansteht. Ein eingestandenermaßen parteiischer Zeuge, der ehemalige Präsident Harry S. Truman, hat gesagt: «Nach meinem Urteil bringt diese Wahl Kennedys die historische Überwindung der religiösen Schranke mit sich, die einen Katholiken von der Präsidentschaft ferngehalten hat. Sie ist ebenso bedeutsam wie die Abschaffung der Sklaverei und die Rückgabe der Bürgerrechte an die Sezessionisten des Südens nach dem Bürgerkrieg.»

## Stimmen zu einem Wandel im russischen Bewußtsein

(Es gibt einen ernsthaften und wohl begründeten Antikommunismus, und es gibt einen sturen, besorgniserregenden Antikommunismus. Der zweite hält sich für berechtigt, über Rußland und seine derzeitigen Machthaber nur Schlechtes auszusagen und jedes Anzeichen für eine sich vielleicht anbahnende Wandlung als Lüge und bloße Taktik abzutun. Er merkt nicht, daß – wenn er recht behalten sollte – der Krieg der einzige Ausweg wäre. Der erste hingegen beachtet – bei aller Festigkeit in den Grundsätzen und aller nur zu begründeten Vorsicht im Urteil – doch aufmerksam jedes Anzeichen einer Wandlung, das seine Hoffnung nährt. Ein Beispiel dieser Art ist der folgende Bericht eines in Amerika niedergelassenen Russen, *Nikolai Nikitin*, der in Sibirien als politischer Gefangener unter dem Kommunismus gelitten hatte, aber entfliehen konnte. Wir entnehmen dieses Zeugnis der von Jesuiten geleiteten katholischen Zeitschrift «America» vom 5. November 1960. Ein weiteres Beispiel ist der folgende Beitrag unseres Fachmannes für russische Fragen, des Zürchers *Robert Hotz*, der sich zurzeit in München aufhält. d. R.)

In meinem täglichen Aufgabenkreis als Dolmetsch der russisch-englischen Sprache gab es nichts Außergewöhnliches bis zum 16. September 1959. Da kam ein Telephonanruf aus der New-Yorker-Fremdsprachen-Agentur. Man trug mir das Amt eines Telephon-Dolmetschers an für Sowjet-Ministerpräsident Chruschtschew und sein Gefolge während ihres dreitägigen Aufenthaltes im Waldorf-Astoria(-Hotel). Auch dies wäre nichts Außergewöhnliches gewesen, wäre ich nicht aus einem sowjetischen Konzentrationslager Sibiriens entflohen, wo ich fünf Jahre des Fürchtens und Bangens verbracht hatte. Nicht im Traum hätte ich es für möglich gehalten, je wieder in solch unmittelbare Nähe meiner früheren Herren zu kommen, geschweige ihnen bei ihren Unterredungen einmal gar Dienste zu leisten. Wegen der antikommunistischen Schriften und Vorlesungen, die ich hier in Amerika hielt, folgten mir seit meiner Flucht rote Agenten auf Schritt und Tritt. So hielt ich anfänglich die Einladung für einen witzigen Einfall – oder aber für einen von den Kommunisten ersonnenen

Plan, mich in eine Falle zu locken. Mein Argwohn wich erst, als eine Angestellte der Fremdsprachen-Agentur die Einladung mit bezwingender Liebenswürdigkeit wiederholte und mir zugleich über die Personen im Waldorf-Astoria und mein Gehalt genauen Aufschluß gab.

### In einer Schlüsselstellung

Nach wenigen Stunden schon war ich als Telephon-Dolmetsch angenommen. Ich erhielt einen Sitz an der Hauptschalttafel des Hotels. Ich legte meine Telephonhörer zurecht; immer noch konnte ich es nicht recht glauben, daß all dies Wirklichkeit sei, daß ich schon nach wenigen Minuten die Stimme derer hören sollte, die das Schicksal des russischen Volkes bestimmen, die vielleicht sogar den Lauf der Weltgeschichte ändern konnten. «So etwas ist nur in Amerika möglich», murmelte ich für mich hin. «Wo sonst in der Welt könnte ein früherer politischer Gefangener seinen vormaligen Bedrängern gegenüberstehen, ohne behelligt zu werden?» Noch vor Beginn meines Dolmetscheramtes wurde mir eine maschinengeschriebene Liste überreicht, die vollständige Angaben über Name, Appartementsnummer und amtliche Stellungen eines jeden Mitgliedes in Chruschtschews Gefolge enthielt; ich ersah daraus, daß praktisch alle Ministerien der Sowjetregierung in der Gefolgschaft des Ministerpräsidenten vertreten waren.

Der erste Herr, der anrief – er gab sich als ein Hauptleiter der Sowjetpresse aus –, beklagte sich, er könne mit seiner Moskauer Zeitung keine Verbindung erlangen, weil die Telephonistin des Fernamtes den Namen der Sowjetzeitung, mit deren Verlagsstelle er Verbindung wünsche, nicht recht auszusprechen vermöge. «Wie heißt der Name der Zeitung, mit deren Verlagsstelle Sie die Verbindung wünschen?» fragte ich höflich. «Komsomolskaya Pravda» («Wahrheit der Jungkommunisten») erwiderte der Pressechef. «Können Sie vielleicht statt meiner der Telephonistin des Fernamtes dieses Wort richtig verständlich machen?» fragte er in einem Ton von Hoffnungslosigkeit. Als mir die Durchgabe gelungen war, rief er mich nochmals an. «Ich möchte Ihnen mit diesem Anruf danken. Großartige Leistung, daß Sie beide Sprachen, die russische und die englische, richtig aussprechen. Wie kommt es, daß Sie auch in Sowjetausdrücken so

gut bewandert sind?», rief er bewundernd. «Haben Sie schon einmal in der Sowjetunion gelebt?» – «Es freut mich, daß Sie mit meinen Diensten zufrieden sind; doch es ist mir nicht gestattet, in meiner Dienstzeit persönliche Dinge zu besprechen», erwiderte ich mit Bestimmtheit. Etwas ganz Ähnliches ereignete sich kurz darauf, als ein Sowjetminister für Erziehung anrief. Auch er wollte wissen, ob ich vielleicht in der Sowjetunion gelebt habe.

Dieses unerwünschte Interesse an meiner Vergangenheit von seiten der sowjetischen Amtsträger erweckte in mir wiederum ein Gefühl des Unbehagens. Den Gästen dieses Landes (Amerika) wollte ich sicherlich meine besten Dienste leisten. Doch die Aufmerksamkeit meiner «roten Kundschaft» wünschte ich nicht allzusehr auf mich zu ziehen; das Bekanntwerden meiner Person und meiner Vergangenheit konnte gefährliche Folgen haben. Schließlich aber kam ich zum Entschluß: Was sich auch ergeben mag, diese einmalige Gelegenheit eines so unmittelbaren Einblicks in das innerste Denken und Handeln der obersten Amtsträger der Sowjets rechtfertigt jede Gefahr, die damit verbunden ist.

Inzwischen kamen immer mehr Ansuchen um meine Hilfe, nicht nur für Fern- und Ortsgespräche, sondern auch für Gespräche zwischen den verschiedenen Ministerien, wann immer sie eine englische Übersetzung brauchten.

Das reich mit Plüsch und Seide ausgestattete elegante Waldorf-Astoria hatte seit Jahren als Hauptabsteigequartier für viele ausländische Staatsoberhäupter gedient; gegenwärtig hatte es eher das Aussehen eines schwer verschanzten Militärlagers: weißbehelmete fahrende Polizei, berittene Polizei, Geheimpolizei, reguläre Polizei drängten sich wie in einem Schwarm um das Hotel und in der Vorhalle auf der Suche nach Leuten mit Paketen, all dies, um allfällige Attentäter am Legen einer Bombe zu hindern.

Trotz der scheinbar lückenlosen Sicherheitsmaßnahmen suchten aber doch einige frühere Opfer von hinter dem Eisernen Vorhang mit rätselhaften Paketen durch die Wachen zu kommen und ihre todbringenden Geschenke den Besuchern aus Sowjetrußland abzugeben.

#### Aufgefangene Gespräche

Ein geheimnisvoller Anruf – eine Frau mit polnischem Akzent – frug mich an, ob sie ein Paket mit einem «Geschenk» für Ministerpräsident Chruschtschew abgeben könne. «Können Sie mir Ihren Namen sagen und die Art Ihres Geschenkes, das Sie abzugeben wünschen, bezeichnen?» fragte ich. «Meinen Namen kann ich Ihnen nicht sagen», erwiderte die geheimnisvolle Frau; «doch wenn Sie mir nur die Nummer des Appartements, das der sowjetische Ministerpräsident bewohnt, sagen können, werde ich selbst hingehen und Herrn Chruschtschew alles erklären.» Die Männer des Sicherheitsdienstes unten in der Vorhalle des Hotels konnten den Anruf nicht aufspüren; die «geheimnisvolle» Dame gebrauchte offenbar nicht ein Haus-telefon, sondern machte wohlweislich ihren Anruf über eine öffentliche Telefonkabine.

Zwei andere geheimnisvolle Anrufer, beides Männer, die Ministerpräsident Chruschtschew ebenfalls Geschenke überbringen wollten, zogen sich spurlos zurück, als sie erfuhren, sie dürften ihre Pakete nicht persönlich abgeben.

Zahlreiche solch rätselhafte Anrufer, die begehrten, Chruschtschew etwas mitzuteilen oder ihm Geschenke zu überbringen, schienen für die andern hohen Amtsträger der Sowjets kein sonderliches Interesse zu zeigen. So erfreuten sich diese einer verhältnismäßigen Sicherheit, sie schienen auch bereit zu einem Gespräch mit den Fremden «aus der freien Welt», wenigstens über das Telefon.

Das liebenswürdigste Mitglied der Partei Chruschtschews war *Michael Sholokov*, der Verfasser des berühmten Romans «Und ruhig fließt der Don». Ich hatte mit ihm einige unpolitische Gespräche über russische Kunst, Geschichte und andere Gegenstände. Eines Nachmittags frug mich eine amerikanische Dame – sie wies sich als Mrs. Marshall aus – nach dem Grund, warum sie, trotz ihrer verschiedenen telephonisch übermittelten Botschaften, doch keine Antwort von Mr. Sholokov erhalte. «Ich habe an Mr. Sholokov eine Einladung ergehen lassen zu einem freundschaftlichen Lunch in meinem Haus, im Beisein von einigen andern amerikanischen Schriftstellern. Wir alle sind voll Bewunderung für seine Schriften. Er aber handelt gegenüber seinen Berufskollegen doch wirklich etwas befremdlich», sagte Mrs. Marshall in einem Ton der Enttäuschung. «Hätten Sie vielleicht die Güte, ihm dies zu sagen und mich dann seine Antwort wissen zu lassen?» «Ganz gewiß werde ich Ihre Botschaft an Mr. Sholokov weiterleiten, Mrs. Marshall, und ich will ihn dann auch um eine Antwort bitten», versicherte ich ihr. Als ich Mr. Sholokov von alledem Mitteilung machte, konnte ich vernehmen, wie er seine Unschuld in einem tiefen Seufzer ausdrückte, der eine größere Bestürzung über diesen Vorfall heraushören ließ

als die bewegten Klagen von Mrs. Marshall. «Bitte, sagen Sie dieser wundervollen amerikanischen Dame, daß es mir schrecklich leid tut, wenn ich unhöflich zu sein schien. Gott bewahre! Das bin ich keineswegs. Ich habe das amerikanische Volk und seine Schriftsteller wirklich sehr gern und würde mich durch ein freundschaftliches Gespräch und ein fröhliches Mahl mit ihnen sehr erfreut und geehrt fühlen. Unglücklicherweise trafen aber verschiedene Verpflichtungen zusammen, und nun ist mein Vormerkblatt schon über meine physischen Kräfte hinaus überfüllt», sagte Herr Sholokov sich entschuldigend. Ich suchte politische Streitfragen zu vermeiden und fragte Herrn Sholokov nach seiner Meinung, ob das russische Volk je wieder einmal zu den farbenfrohen Gebräuchen, die er in seinen Romanen beschrieben, zurückkehren werde. «Ich kann Ihnen nicht sagen, wie und wann das russische Volk zu seinen altherwürdigen, farbenfrohen Gebräuchen zurückkehren wird. Doch ich sehe, wie das russische Volk nun den rechten Kurs einhält, wie es wiederum seine Vergangenheit und seine Gegenwart schätzt. Ich bin gewiß, man wird einen einsichtsvollen Weg finden, der dem russischen Volk die Bewunderung und das Wohlwollen aller Länder der Welt gewinnen wird», sagte der berühmte Romanschriftsteller.

Was mit der alltäglichen Aufgabe eines Dolmetschers begonnen hatte, führte so zu der erstaunlichen Offenbarung einer neuen Denk- und Sprechweise unter den höchsten Amtspersonen der Sowjets, einer Richtung, die unmißverständlich darauf hinweist, daß die Führer der Sowjets falsch gehandelt hatten, als sie das tiefgründige Verlangen des russischen Volkes nach Selbstbestimmung und Religionsfreiheit unterdrückten.

#### Die russische Prominenz unter sich

Ganz unerwartet war ich in der Lage, zufällig einige Gespräche zwischen Amtspersonen der Sowjets mitanzuhören, Gespräche, die einen klaren Wandel in der Struktur der Kommunistischen Partei anzeigten, die offensichtlich vom unwiderstehlichen Verlangen des russischen Volkes nach Frieden und persönlicher Freiheit beeinflusst worden war. Zu meiner großen Überraschung entdeckte ich, daß keine der hohen Amtspersonen sich gegenseitig mit «Towarischtsch» (Genosse) anredeten, sondern daß sie einander lieber mit dem Vornamen oder mit dem Vornamen zusammen mit dem Vornamen des Vaters ansprachen, so wie es zwischen nahen Freunden zur Zeit des kaiserlichen Rußlands Brauch war.

Dies steht in scharfem Gegensatz zu den «eisernen Gesetzen der Kommunistischen Partei», wie sie in jenem Sowjetrußland, aus dem ich floh, Geltung hatten. Zur Zeit meiner Flucht wurde eine Anzahl von Kommunisten aus der Partei ausgeschlossen oder mit einem schweren Verweis gestraft, weil sie einander nicht mit «Towarischtsch» ansprachen; es galt dies als Zeichen der Abkehr von kommunistischer Doktrin «durch den zersetzenden Einfluß altrussischen Brauchtums».

Auch war die rohe Gesprächsweise und der Gebrauch kommunistischer Ausdrucksformen im Erteilen von Aufträgen nicht mehr anzutreffen. Im Gegenteil, die meisten Amtspersonen sprachen miteinander in höflichem, verständlichem Russisch, schlossen sogar ihre Unterredung mit einem warmen «Spasibo» (ich danke Ihnen), was früher von kommunistischen Führern vermieden wurde; suchten sie doch die noch höheren Führer nachzuahmen, um ja nicht als angehende «kapitalistische Weichlinge» oder als «nichtaktive» Typen beargwöhnt zu werden.

Doch die sprechendste Abkehr von kommunistischer Praktik war der häufige Gebrauch des Gottesnamens in Gesprächen unter den Amtsträgern der Sowjets. Tatsächlich wurde der Gottesname so oft erwähnt, daß ich – wäre mir nicht bewußt gewesen, für wen ich arbeitete – leicht meine roten Arbeitgeber für Nicht-Kommunisten, für gottesfürchtige Russen gehalten hätte. Wortsätze wie: «Gott verhüte», «mit Gottes Hilfe werden wir es zuwege bringen», «Gott sei gepriesen, alles geht gut», wurden in den meisten Gesprächen gebraucht, anscheinend ohne irgendwelche Furcht und Vorsicht von seiten jener, die solch unkommunistische Worte aussprachen. Dieses so schnell wieder auflebende Gottesbewußtsein unter Menschen, die 43 Jahre lang alle Gottgläubigen erbarmungslos verfolgt hatten, ist in der Tat ein ganz außerordentlicher Wandel. Nach mißlungener Unterdrückung der christlichen Religion in Rußland ist offenbar die Kommunistische Partei selbst – bewußt oder unbewußt – dem christlichen Denken wieder zugänglich geworden; Beweis dafür ist die Erwähnung des Gottesnamens nicht nur durch gewöhnliche Kommunisten, sondern auch durch die oberste Hierarchie der Würdenträger, Nikita Chruschtschew und seine Gemahlin miteingeschlossen.

Jüngste Flüchtlinge aus Sowjetrußland – unter ihnen viele junge Männer, wie der 26jährige Viktor Jaanimets, der aus Premierminister Chruschtschews Schiff, der Baltika, entkam – sind weiterhin Anzeichen für das Verlangen des russischen Volkes, der sowjetischen Tyrannei zu entkommen, für ein Verlangen nach Freiheit, das heute tiefer und weiter ist als vor einigen Jahren, da ich aus Rußland floh.

*Nikolajs Nikitin*

## Anton Semjonowitsch Makärenko

Man beschäftigt sich in letzter Zeit im Westen sehr stark mit dem Problem, wie weit der Kommunismus in der Lage sei, einen neuen Menschentypus heranzuziehen. Es herrscht allgemein die Auffassung, die kommunistische Erziehung bedeute schlechthin eine Verführung der Jugendlichen, und das Produkt dieser Erziehung müsse notwendig ein schlechtes Ergebnis zeitigen. – Trifft dies tatsächlich zu? Müssen wir diese Art der Erziehung in Bausch und Bogen verdammen und mit G. Möbus von einer «Erziehung zum Haß» sprechen? – Eine Antwort wird sich wohl am leichtesten finden lassen, wenn wir das System eines der bedeutendsten und im Sowjetraum allgemein anerkannten Pädagogen analysieren. Ich greife zu diesem Zweck aus der Reihe berühmter Sowjetpädagogen A. S. Makärenko heraus, der in der Großen Sowjetenzyklopädie als «hervorragender Sowjetpädagoge» bezeichnet wird und in den kommunistischen Ländern heute gewissermaßen den Ruf eines pädagogischen «Klassikers» besitzt. Sein Werk ist leider im Westen noch viel zu wenig bekannt, außerdem auch sehr umstritten; die Werturteile durchlaufen die ganze Skala von völliger Ablehnung bis zur flammenden Begeisterung, wobei die Ablehnung doch wohl vorwiegend auf der Tatsache beruht, daß Anton Semjonowitsch ein wirklich überzeugter Kommunist war.

### Der Werdegang des Pädagogen

Anton Semjonowitsch Makärenko wurde 1888 in dem ukrainischen Städtchen Belopolje (an der Eisenbahnlinie Charkow–Nikolajew gelegen) geboren. Der Vater arbeitete als Maler in den dortigen Eisenbahnwerkstätten. Anton Semjonowitsch war erst drei Jahre alt als die Eltern nach Kremenschug übersiedelten, einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt. Hier lebten die Eltern in einer ärmlichen Werksiedlung, so daß er während seiner Jugend am eigenen Leib die Folgen der beginnenden Industrialisierung erfuhr, die in Rußland die gleichen Erscheinungen aufwies wie in anderen europäischen Ländern. Die Familie Makärenko war in keiner Weise auf Rosen gebettet und harte Arbeit war erforderlich, um den notwendigen Lebensunterhalt zusammenzubringen. So wurde denn Anton Semjonowitsch schon sehr früh von seinem Vater in die Werkstätten mitgenommen, damit er das Seine selber verdiene. Ohne Zweifel darf man sagen, daß er in einem proletarischen Milieu aufgewachsen sei. Seine Liebe galt jedoch nicht der Arbeit in den Eisenbahnwerkstätten, sondern den Büchern, die er in jeder freien Minute las. Die Eltern ermöglichten es ihm deshalb – und das bedeutete für sie ohne Zweifel ein großes Opfer –, daß er die Schule besuchen konnte, die er 1904 mit Auszeichnung verließ. Auch den anschließenden pädagogischen Lehrgang von einem Jahr beendete er mit einem hervorragenden Zeugnis. Schon mit 17 Jahren zeigte er sich als ein Mensch von außerordentlicher Strahlungskraft und Charakterfestigkeit (vgl. Balabanowitsch, «A. S. Makärenko», Berlin 1953).

Nachdem er als junger Lehrer 1905 an den Eisenbahnwerkstätten eingestellt worden war, konnte er aus nächster Nähe die ersten revolutionären Ereignisse miterleben. Daß seine Sympathien auf Seiten der Arbeiterschaft lagen, ist leicht verständlich, und er wurde, wie viele andere auch, ein Anhänger der Bolschewiken. In dieser Zeit kam er zum erstenmal mit den Schriften Alexej Maximowitsch Gorkijs in Berührung, was einen bestimmenden Einfluß für sein ganzes zukünftiges Leben bedeutete. Er sagt darüber: «Für uns war der Name Gorkij wie ein Leuchtturm. Besonders bezwang uns in seinen Werken der ungewöhnliche Lebensdrang, der unversiegbare Optimismus, der Glaube an den Menschen und die unerschütterliche Zuversicht in eine schöne Zukunft» (A. S. Makärenko, «Mein erster Lehrer»). Anton Semjonowitsch war sein Leben lang durchdrungen von den humanistischen Idealen Gorkijscher Prägung, und wenn man den «Kommunisten» Makärenko betrachtet, so stellt man wiederum fest, daß seine Auffassung des Kommunismus genau mit den Vorstellungen Gorkijs übereinstimmt! Erst nach 1936, nachdem er seinen Freund und Lehrer verloren hatte, wandte er sich immer mehr dem Kommunismus im Sinne Stalins zu.

Seine erste eigentlich pädagogische Wirksamkeit begann Anton Semjonowitsch erst, als er nach einer Auseinandersetzung mit dem Schulleiter der Eisenbahnwerkstätten diese Stelle verlassen mußte und unter seinem Vorgesetzten und Freund M. S. Kompancew an der Eisenbahnschule in Dolinskaja die Möglichkeit erhielt, eigene pädagogische Anschauungen zu entwickeln und in die Tat umzusetzen. Auf diese Arbeit in Kolinskaja geht eigentlich seine innerste pädagogische Konzeption zurück. Lange vor 1917 hatte er bereits die Hauptzüge seiner späteren Pädagogik entwickelt, die man irrtümlicherweise meist als kommunistisch bezeichnet, obwohl sie genauer gesagt nur eine Pädagogik im Dienste des Kommunismus darstellt, die zudem Jahre des Kampfes brauchte, bis sie in den Augen der Kommunisten Gnade fand! In Dolinskaja zeigte Anton Semjonowitsch auch bereits, wie ideal gesinnt er tatsächlich war. Als Pädagoge wollte er in nächster Nähe seiner Kinder leben und er scheute die Mühe nicht, den

Aufseherposten der armen Internatsschule auch noch zu übernehmen. Wie Don Bosco, so entdeckte auch er, daß man nicht als Außenstehender an die Kinder herantreten dürfe, und er fand auch den gleichen genialen Ausweg, indem er sich bemühte, einer der ihnen zu werden, gewissermaßen der «primus inter pares». Die Schüler bildeten eine Gemeinschaft mit einer gewissen Selbstverwaltung, von Anton Semjonowitsch weise und unauffällig aus dem Hintergrund gelenkt. Es war die Entwicklung eines Prinzips, das den Russen in sich schon lange bekannt war und das Dostojewskij in die Worte faßte: «Verhalte dich zu dem Kind wie zu einem Erwachsenen», d. h. das Kind wird als Kind voll genommen. Die Genialität Anton Semjonowitschs liegt nicht darin, daß er diesen pädagogischen Grundsatz gefunden oder gar erfunden hat, sondern in der Art und Weise, wie er ihn für die Erziehung fruchtbar machte, indem er den Jugendlichen nicht nur Eigenverantwortung bewilligte, sondern ihnen auch das Bewußtsein ihrer Verantwortung anerkannte.

1914 fühlte er sich aber noch längst nicht am Ziel, und er ergriff deshalb sofort die Gelegenheit, als er die Möglichkeit erhielt, in Poltawa das Lehrerinstitut zu besuchen. Hier nun war er bereits allen Mitschülern überlegen, und er absolvierte den Kursus 1917 mit der Goldmedaille. 1916 war er auch noch für ein halbes Jahr zum Heer eingezogen, wegen seiner Kurzsichtigkeit dann aber wieder entlassen worden. Diese kurze Zeitspanne genügte jedoch voll und ganz, um alles, was ihm an den militärischen Elementen wertvoll erschien, für sein pädagogisches System zu kopieren. Er hatte deswegen von seinen durch Lev Tolstois pädagogische Ideen beeinflussten Gegnern später sehr viel auszustehen, die ihm seine «militaristische» Pädagogik vorwarfen.

Die Oktoberrevolution brachte die Wende in Anton Semjonowitschs Leben. Bis 1920 war er noch Schulleiter in seiner alten Heimatstadt Kremenschug. Als jedoch die Verwahrlosten, als Folge des Bürgerkrieges und der Intervention, nicht zuletzt aber auch wegen der Zerstörung der Familie durch den Kommunismus, im Land zu einer Plage wurden, versuchte die Regierung irgendwie Abhilfe zu schaffen. Über die Methode war man sich jedoch in keiner Weise klar. Auch Anton Semjonowitsch wurde für diese Aufgabe hergeholt. Er beschreibt den Anfang dieser Arbeit in seinem «Pädagogischen Poem», wo ihm der Leiter des Gouvernements-Volksbildungsamtes kategorisch erklärt: «Soll es schiefgehen, aber es muß was getan werden! Dann wird man sehen!» Dies war ohne Zweifel die große Stunde in Anton Semjonowitschs Leben, wenn er auch am Anfang sich der Sache keineswegs gewachsen fühlte. Man hatte ihm eine Blankovollmacht für ein Erziehungssystem ausgestellt, und er wußte diese Vollmacht im besten Sinne auszuwerten. Als man ihn nach acht Jahren aus der von ihm aufgebauten Anstalt für Verwahrloste hinauskelte, da hatten seine Erfolge bereits eine solche Reklame für ihn gemacht, daß er nur das Wirkungsfeld zu wechseln brauchte oder, anders ausgedrückt, die Vorgesetzten.

Anton Semjonowitsch wurde seine Arbeit nicht leicht gemacht. Es fehlte tatsächlich an allem, inklusive am Vertrauen der Aufsichtsbehörden. Noch herrschte die von Lev Tolstois inspirierte Richtung, die reichlich romantischen pädagogischen Ideen huldigte und außerdem befand man sich noch in einer ausgesprochenen Ablehnung alles dessen, was irgendwie an die Zarenzeit gemahnte, wie z. B. die Disziplin und die militärischen Uniformen in den Schulen. Ausgerechnet dieser Tradition hing nun jedoch Anton Semjonowitsch an. Er steckte seine Zöglinge in eine Art Uniform. Trommler und Trompeter, die mit ihren Signalen die Kinder zusammeneriefen; Zöglinge, die militärisch grüßten und die Aufträge in militärischer Form zu wiederholen hatten, die Brigaden und ihre Führer, die den Titel Kommandeur führten, sowie die Leitung der Kommune, die in der Hand des «Rates der Kommandeure» lag, ergaben verständlicherweise ein völlig militärisches Bild. Auf den ersten Blick mag dieser militärische Rahmen nicht sehr einnehmend erscheinen, doch wer genauer hinschaut, wird feststellen müssen, daß es sich dabei eben doch nur um eine Randerscheinung der Erziehungslehre Anton Semjonowitschs handelt. Er selbst war sich darüber sicher ganz klar, und er hat seine Begründung für diesen militärischen Rahmen in die lapidaren Worte gefaßt: «Ein kleines Spiel, eine ästhetische Beigabe zum Arbeitsleben, einem Leben, das immerhin ärmlich und schwer genug war» («Maxim Gorkij in meinem Leben»).

Auf das Drängen seines Lehrmeisters Gorkij entwickelte er ab 1932 eine umfangreiche pädagogisch-literarische Wirksamkeit. Bevor er ein Werk veröffentlichte, legte er es seinem Freund Gorkij zur Kritik vor. Dessen Urteil galt ihm alles und er fürchtete, er möchte sich in den Augen seines Freundes «aus einem tauglichen Erzieher in einen untauglichen Schriftsteller verwandeln». Es ist ein Verdienst Gorkijs, daß heute ein so umfangreiches Werk A. S. Makärenkos vorliegt.

Man darf wohl sagen, daß erst nach 1935 Anton Semjonowitschs Bedeutung für die Pädagogik langsam erkannt wurde. Die Regierung zeichnete ihn mit dem Orden des roten Arbeitsbanners aus. 1937 berief man ihn als Leiter der Abteilung für Arbeitskolonien im Innenkommissariat der

Ukraine. Erst einundfünfzigjährig, starb er am 1. April 1939. – Es ist wohl mehr als nur Ironie des Schicksals, daß dieser «Klassiker kommunistischer Erziehung» erst drei Tage nach seinem Tod in die Partei aufgenommen wurde! Sicher ist jedenfalls, daß er trotz seiner positiv kommunistischen Einstellung nie zugunsten irgendwelcher ideologischer Fragen von seinen erzieherischen Prinzipien abgewichen ist. Er vertrat konzessionslos seine eigene Auffassung, mochte sie von seinen Vorgesetzten in den Volksbildungsamtern gebilligt werden oder nicht. Auch in dieser Hinsicht stand er seinem Lehrer Gorkij in gar nichts nach!

#### A. S. Makarenkos Erziehungslehre

Anton Semjonowitschs Pädagogik floß aus drei verschiedenen Quellen, die man mit den Stichworten: Gorkij, eigene Jugend und Militär (evtl. Pfadfindertum) kennzeichnen könnte. Den unbestrittenen Haupteinfluß übte dabei offensichtlich Gorkij aus. «Ich sah, daß in der Verbindung des Gorkijschen Optimismus und der Gorkijschen Strenge in den Forderungen die ‚Lebensweisheit‘ liegt. ... Ich sah, daß es nicht schwer ist, dem Menschen zu helfen, wenn man ohne Pose und nahe an ihn herangeht, und wieviel Tragödien nur deshalb im Leben entstehen, weil es ‚den Menschen nicht gibt‘. Ich nahm mir also meinen ersten Zögling vor und bemühte mich, ihn mit den Augen Gorkijs zu sehen» (A. S. Makarenko, «Maxim Gorkij in meinem Leben»). Aus seiner eigenen, entbehrungsreichen Jugend brachte Anton Semjonowitsch das Verständnis für den hohen pädagogischen Wert gemeinsamer, fleißiger Arbeit mit. Seine Anstalten enthielten neben den Schulen immer auch eine große Landwirtschaft sowie verschiedenste Werkstätten, ja, in einem Fall sogar eine Fabrik, in der zum Beispiel recht anspruchsvolle Gegenstände wie Photoapparate oder gar elektrische Geräte erzeugt wurden. Er brachte es sogar so weit, daß die Dzerzhinskij-Kommune nicht nur wirtschaftlich autark wurde, sondern daß sie mit der Zeit auch noch Gelder an den Staat abführen konnte – immerhin ein beachtliches Ergebnis für eine Anstalt von Verwahrlosten. Sicherlich ist die Rentabilität noch kein Kriterium für gute Erziehung, jedenfalls kein entscheidendes, aber es steht unumstößlich fest, daß aus Anton Semjonowitschs Anstalten eine sehr große Anzahl tüchtiger und verantwortungsbewußter Menschen hervorgegangen sind, die es teilweise zu hohen Ämtern und Stellungen brachten – und, was für die Beurteilung wohl am wichtigsten ist, eine tiefe Liebe und Verehrung für ihren Erzieher ins Leben hinaus mitnahmen!

Anton Semjonowitsch Makarenkos Erziehungslehre geht aus vom sogenannten «Kollektiv». Dieses bildet die Grundeinheit seiner gesamten pädagogischen Arbeit. «Im und durch das Kollektiv» soll der junge Mensch erzogen werden. Dieser Ausdruck ist für jemanden, der weder das Russische noch die kommunistische Terminologie beherrscht, unter Umständen äußerst irreführend. Die Schwierigkeit der Übersetzung wurde bisher zu wenig beachtet! Horst E. Wittig (Das Werk A. S. Makarenkos in westlicher und östlicher Sicht, «Moderne Welt» Nr. 3/4, Köln 1959/60) betont zu Recht, daß der Begriff Kollektiv im russischen Sprachgebrauch eine völlig andere Bewertung beinhaltet, als wir es uns aus dem Deutschen gewohnt sind. Das Kollektiv ist etwas äußerst Positives, es besagt in keiner Weise ein nivelliertes Massenmenschentum, sondern vielmehr eine «interpersonale Kategorie», d. h. eine «gemeinsame Aufgabe, verbunden mit der Verantwortung für ein gemeinsames Ziel» (Dr. Hollenbach SJ). Deshalb konnte Anton Semjonowitsch sagen: «Man kann sich das Kollektiv nicht vorstellen, wenn man an eine Summe einzelner Personen denkt» (A. S. Makarenko, «Einige Schlußfolgerungen aus meiner pädagogischen Erfahrung»). Es ist deshalb wohl wesentlich besser, wenn wir die Pädagogik Makarenkos im Deutschen als «Gruppenpädagogik» bezeichnen, weil damit dem eigentlichen Wesen dieser Erziehungslehre viel klarer entsprochen wird, denn eine «Kollektivverziehung» in unserem Sinn ist sie ganz sicher nicht! Zwar wird heute dank eines übersteigerten Individualismus auch die Gruppenerziehung meist nicht besonders geschätzt, obwohl sie ein äußerst wichtiges erzieherisches Element enthält. Der Mensch ist ein «ens sociale», d. h. ein gemeinschaftsbezogenes Wesen, das seine volle Entfaltung nicht in sich selbst, sondern eben nur in der Auseinandersetzung mit dem andern, dem «Du» findet. Dies wiederum hat zur Folge, daß der Einzelne nicht nur eine Verantwortung für sich, sondern auch für die Mitmenschen hat. Wenn er versagt, so schlägt er damit dem gesamten Kollektiv, d. h. den andern, die mit ihm und an ihm wachsen sollten, eine Wunde. – Dieser Gedankengang, der in den Schriften Anton Semjonowitschs immer wieder auftaucht, ist zweifellos großartig und könnte auch in jeder christlichen Pädagogik seinen Ehrenplatz behaupten. Gerade dies macht auch die Genialität seiner Methode aus, daß er es verstand, diesen «interpersonalen Beziehungen» wieder den richtigen Platz zu geben.

Wie wollte Anton Semjonowitsch sein Kollektiv verstanden haben? Er sagt: «Ich entschied mich dahin, daß das am stärksten einer Familie

ähnelt Kollektiv in erzieherischer Hinsicht das erfolgreichste sein müsse» («Schlußfolgerungen»). Entsprechend versuchte er, seine Erzieher und Zöglinge zu großen Familien zusammenzuschweißen. Er forderte, daß sich ein Zögling innerhalb des Kollektivs wohlfühlen müsse und in seinen Anstalten galt das Gesetz, daß der Jüngere oder Schwächere immer und überall auf den Schutz und die Hilfe des Älteren oder Stärkeren rechnen konnte. Sein Kollektiv war, wie die Familie, in der gegenseitigen Achtung, Liebe und bewußter Verantwortung verankert.

In seiner erzieherischen Arbeit unterschied Anton Semjonowitsch verschiedene Kollektive – er erzog durch das Erzieherkollektiv das Zöglingkollektiv mit dem Ziel einer Einordnung des erzogenen «sozialistischen Menschen» in das Kollektiv der sozialistischen Gesellschaft, wobei unter diesem Begriff wohl mehr oder weniger bereits die vom Kommunismus propagierte «klassenlose Endgesellschaft» verstanden werden muß. Grundlegende Bedeutung kommt dem Erzieherkollektiv zu. «Es muß ein Kollektiv der Erzieher geben, und dort, wo die Erzieher nicht in einem Kollektiv vereint sind und das Kollektiv keinen einheitlichen Arbeitsplan hat, wo kein einheitlicher Ton herrscht und wo man nicht in exakter, einheitlicher Weise an das Kind herangeht, kann von einem Erziehungsprozeß nicht die Rede sein» (Probleme der sowjetischen Schulerziehung, «Die Pädagogik der individuellen Einwirkung»). Anton Semjonowitsch stellte hohe Anforderungen an seine Erzieher. Er wollte weder Aufseher noch Administratoren, sondern Helfer der Jugendlichen. Der Erzieher sollte überall mit den Zöglingen zusammenarbeiten und auch der gleichen Disziplin unterstehen. Wenn er etwas taugte, so anerkannten ihn die Zöglinge auch bald einmal und nahmen seine Hilfe gerne in Anspruch. Psychologisch äußerst geschickt ist Makarenkos Ausspruch: «Den Erzieher sollen intime Erscheinungen interessieren, die offiziell schwer zu erkennen sind.» «Das Recht, in der Abteilung etwas anzuordnen und zu fordern, hat der Abteilungskommandeur. Der Erzieher soll ihn keineswegs ersetzen» (Methodik der Organisation des Erziehungsprozesses, «Die Arbeit der Erzieher»). Anton Semjonowitsch war ein glänzender und feinfühligler Pädagoge, der die Situation seiner Untergebenen vollauf zu würdigen verstand. Wahrscheinlich wurde er gerade deshalb – trotz seiner äußerlichen Strenge – von den Jugendlichen so sehr geliebt. Er war sicher kein Massenpädagoge, oft suchte er nächtelang einen Weg, um einem seiner Zöglinge helfen zu können, aber er wußte auch um die Tatsache, daß die Erziehung zu einem sehr großen Teil aus Technik bestand. Er sprach darum ohne Scheu von einer «Ähnlichkeit zwischen dem Erziehungsprozeß und dem Produktionsprozeß materieller Güter». «Auf jeden Fall war es für mich klar, daß sehr viele Details in der menschlichen Persönlichkeit und im menschlichen Betragen mit der Stanzmaschine serienweise hergestellt werden können, daß dazu aber eine besonders präzise Arbeit der Maschine erforderlich ist, peinlichste Behutsamkeit und Genauigkeit. Andere Einzelteile verlangen wiederum individuelle Bearbeitung durch einen hochqualifizierten Meister, einen Menschen mit goldenen Händen und scharfen Augen» (A. S. Makarenko, «Pädagogisches Poem»). Dieses Bild zeigt vereinfacht, wie sich Anton Semjonowitsch die pädagogische Arbeitsteilung zwischen Erzieher- und Zöglingkollektiv vorstellte.

Das Kollektiv der Zöglinge, die Kolonisten und Kandidaten, müssen die «Stanzmaschine» abgeben, während den Erziehern die Aufgabe zufällt, «Meister mit goldenen Händen und scharfen Augen» zu sein. Natürlich muß das Kolonistenkollektiv reibungslos laufen, womit sich notwendig die Forderung nach der Disziplin erhebt. Makarenko wählte dafür eine militärische Form, die außerordentlich stark dem pfadfinderischen System gleicht. Er verlangte eine straffe Disziplin, weil sie «jede einzelne Persönlichkeit, jeden einzelnen Menschen in eine geschütztere, freiere Lage versetzt. ... Disziplin im Kollektiv ist völliges Geborgensein, völliges Überzeugtsein von dem eigenen Recht, von den Wegen und Möglichkeiten, die gerade jedem einzelnen offenstehen» (Probleme der sowjetischen Schulerziehung, «Disziplin, Ordnung, Bestrafung, Ansporn»). Damit ist hier genügend aufgezeigt, daß Disziplin nicht ein äußeres Ordnungsprinzip darstellt, sondern eine innere Haltung. Deshalb konnte Anton Semjonowitsch ja auch behaupten, die Disziplin sei das «Ergebnis der Erziehung». Drei Stufen charakterisieren den Weg zur Disziplin im Kollektiv:

1. Im Anfangsstadium des Kollektivs wird nur eine Ordnungsdisziplin angestrebt. Der Erzieher stellt diktatorische Forderungen.
2. Im Umerziehungsstadium sucht der Pädagoge eine Reihe Jugendlicher so weit zu bringen, daß sie seine Forderungen zu den ihren machen. Vollkommenheit wird bereits als moralische Norm verlangt.
3. Im gut funktionierenden Kollektiv stellt das Kollektiv selbst die Forderung. Es geht zur Selbsterziehung über, wobei der Erzieher beratende und helfende Funktionen ausübt.

Durch die Wahl der Kommandeure wird den Jugendlichen praktisch die Selbstverwaltung übergeben. Aber diese Chefs genießen gar keine Son-

derrechte persönlicher Art. Wichtig ist die Ehre des Amtes, das von der Gemeinschaft geschenkte Vertrauen. Durch die Organisation von sogenannten «Einsatzabteilungen» erhielten auch die übrigen Jugendlichen, soweit sie irgendwie fähig dazu waren, die Möglichkeit, sich als Kommandeure zu bewähren. Außerdem waren in diesen Einsatzabteilungen auch die gewöhnlichen Abteilungschefs miteingeschlossen – nur jeweils als Arbeiter. So ergab sich ein glücklicher Wechsel zwischen persönlicher Verantwortung und Gehorsam. Auch hierin zeigte sich wiederum die pädagogische Feinfühligkeit Anton Semjonowitschs.

Erziehung zum sozialistischen Menschen?

Die vorausgegangene Darstellung dürfte gezeigt haben, daß wir es bei Anton Semjonowitsch Makarenko mit einer wirklich großen Erzieherpersönlichkeit zu tun haben. Aber auch seine Pädagogik hat ihre Grenzen. Er wollte den Menschen erziehen, und unter diesem Prototyp des Menschen verstand er ein wirklich hohes Ideal. Er meinte, dieser Mensch, mit allen Tugenden ausgestattet, könne nur der «sozialistische Mensch» sein. Die Religion bedeutete ihm gar nichts, er stand ihr sogar ablehnend gegenüber, so daß er vor die Schwierigkeit gestellt war, auf was hin er seine Jugendlichen erziehen sollte. Nun, die Partei lieferte ihm dieses Ziel, die klassenlose Gesellschaft, das Paradies auf Erden, bevölkert von einer Art Übermenschen, an Tugenden und Charakterstärke überragender als die Heiligen der katholischen Kirche.

Anton Semjonowitsch war aber zu sehr Praktiker, als daß er sich in diesem fernen Ideal verloren hätte. Er wollte helfen. Seine Erziehungslehre entwickelte er aus diesem Bedürfnis heraus sowie aus einem ungeheuren Glauben an das Gute im Menschen. «Das Gute im Menschen zu sehen ist immer schwer», das weiß er gar wohl, aber er fordert: «Das Gute im Menschen muß stets projiziert werden, und der Pädagoge ist verpflichtet, das zu tun. Er muß mit einer optimistischen Voraussetzung an den Menschen herangehen, selbst wenn er damit ein gewisses Risiko auf sich nimmt und Fehler begeht» («Gorkij in meinem Leben»). Er pflanzte zwar seinen Jugendlichen nicht die Gottesliebe ein, aber immerhin tiefe Liebe und Verantwortungsgefühl für die Mitmenschen – was ohne Zweifel der Gottesliebe am nächsten steht. Daß er seine Mitmenschen, ohne sie als Ebenbilder Gottes zu begreifen, trotzdem als solche behandelte und ihnen diese Liebe und Achtung entgegenbrachte, stempelt ihn zu einem wirklich großen Pädagogen. Sein Idealbild des sozialistischen Menschen war falsch, weil es nicht realisierbar ist, aber es war nicht schlecht – und trotzdem ist er in pädagogischer Hinsicht den richtigen Weg gegangen. Vielleicht ohne es zu ahnen, sicherlich ohne es zu wollen, führte er seine Zöglinge in die Nähe Gottes, indem er sie zur Nächstenliebe erzog. Wir können nur hoffen, daß viele kommunistische Pädagogen im Sinne Anton Semjonowitsch Makarenkos weiterarbeiten – aber auch die christliche Pädagogik steht hier vor der großen Aufgabe, die vielen, ausgezeichneten Anregungen aufzunehmen und für sich auszuwerten. R. Hotz

## Neuer Abonnementspreis

Kleinere Preiserhöhungen während der letzten Jahre haben die Gesteungskosten unseres Blattes mehrmals verteuert. Im Interesse der Sache, die wir vertreten, sahen wir von einem Preisaufschlag ab. Die vom gesamten schweizerischen Buchdruckgewerbe auf den 1. Januar 1961 angekündigte Preiserhöhung von 10 Prozent zwingt uns leider, unsern Abonnementspreis ebenfalls hinaufzusetzen. **Die neuen Preise** finden Sie auf **dieser Seite** des Blattes und auf den Einzahlungsscheinen. Wir bitten Sie um Verständnis für diese Massnahme, die wir nur ungern vorgenommen haben. Die Administration.

## Kompass Zyklus der Kontinente

Nr. 1 (Oktober): Südamerika (noch lieferbar solange Vorrat, Fr. —.60)  
 Nr. 2 (Dezember): Afrika Ursprung und Geschick, Bantu Weisheit, Afrikanisches und Biblisches Denken, Afrikanische Höflichkeit, Neue Kultur aus alten Quellen, Leistungen der Pfadfinderbewegung.  
 Mitarbeiter: Gonsalv Mainberger und Thomas Kamainda OP

Einzelabgabe dieser Nummer (Fr. —.80) durch die Redaktion, Byfangweg 6, Basel. Mit Abonnement pro 1961 (Fr. 6.—) kann diese Nummer bezogen werden von: Verlagsanstalt Buchdruckerei Konkordia, Winterthur (PC VIII b, 4157).

**Kompaß, eine Zeitschrift der jungen Generation**

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10 / 11.

Druck: H. Bösigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährl. Fr. 7.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 190.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505. - Deutschland: DM 13.50/7.— Best. u. Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, PschA. Ludwigshafen/Rh., Sonderkonto Nr. 112975 Orientierung. — Dänemark: Jährl. Kr. 25.—. Einzahlung an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Halbjährl. NF. 7.—, jährl. NF. 14.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 644.286. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 2000.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicola da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142.181. (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 80.—. U.S.A.: Jährl. \$ 4.—.

Sieben erscheint im Tyrolia-Verlag

das umfassende Nachschlagewerk

## Die Welt der Symbole

von Dorothea Forstner

Mit 128 Illustrationen im Textteil, 1 Kunstdruckbild, 672 Seiten, Leinen Fr. 32.—

Dieses neue Kompendium ist das Ergebnis einer Lebensarbeit, die, vom Urbild ausgehend, das ganze Universum der Sinnbilder in christlicher Schau erschließt.

Mit wissenschaftlicher Akribie weist Dorothea Forstner, eine Schülerin von Pius Parsch, den tiefen christlichen Sinngehalt in den Symbolen nach: in den Zeichen, Zahlen, Figuren, Pflanzen und Tieren, Gestalten, Geräten, Steinen und Metallen, in Farben, kosmischen Erscheinungen, Körperteilen, Speisen, Waffen usw. «Die Welt der Symbole» wird einem großen Kreis von Berufen gute Dienste leisten können.

BESTELLEN SIE BEI IHREM BUCHHÄNDLER

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich